Magazin des Soldaten

HEFT 2 • FEBRUAR 1969 • PREIS 1 MARK

ARMEE Rundschau

Das MLR-Schiff „Leipzig“ liegt auf Vorpostenposition. Der Tag war heiß. Noch lastet die Schwüle des Sommertages in den Kammern und Decks. Der kühle Abendwind ist eine Wohltat. Auf dem Achterdeck ist die Kinoleinwand aufgespannt. Für Interessenten der Freiwache läuft ein Film. Da nähert sich ein westdeutsches Minensuchboot. Auf dieser Position in der westlichen Ostsee nichts Außergewöhnliches. Beobachtungsposten und Wachleiter haben es erkannt. Als Position, Kurs und die taktischtechnischen Daten des Fahrzeuges ermittelt sind, wird, wie üblich, per Funk die Meldung abgesetzt.

Der Minensucher kommt immer dichter an die „Leipzig“ heran. Welche Absichten hat er? Provokationen hat es zur Genüge gegeben. Oder will sich die Besatzung etwa den Film ansehen? Auch das hat es gegeben.

Doch dazu ankert der Minensucher zu ungünstig. Aus diesem Blickwinkel sind sicher nur verzerrte Figuren auf der Leinwand zu erkennen. Der Wachleiter verfolgt die Bewegungen auf dem westdeutschen Boot. Die Matrosen klettern aus den Niedergängen hervor. Wollen auch sie nur die frische Luft genießen? Es macht nicht den Eindruck. Offensichtlich erregt die „Leipzig“ ihr volles Interesse. Noch ehe drüben alle einen guten Beobachtungsplatz gefunden haben, dröhnt es aus den Lautsprechern: Harte Beat-Rhythmen peitschen herüber. Und tatsächlich geht auch der Filmdialog in dem Lärm unter. Sie stänkern also wieder einmal.

Was tun? Die Kommandoanlage des MLR-Schiffes ist stärker. Na schön, unterbrechen wir eben für kurze Zeit unsere Kinoveranstaltung. Es ist gegen 21.00 Uhr. Die Zeit, in der „Aktuelles vom Tage“ über die Sender des deutschen demokratischen Rundfunks ausgestrahlt wird. Der Kommandant kurbelt am Radio. Er möchte etwas Passendes finden, das Gute mit dem Nützlichen verbinden. Auf dem Deutschlandsender meint er, das Richtige gefunden zu haben. Er betätigt den Schalter der Kommandoanlage. Weit schallt nun die Stimme des Sprechers über die Ostsee. Sachlich und dokumentarisch werden Einzelheiten über die Verbrechen des KZ-Baumeisters Heinrich Lübke und jetzigen Bundespräsidenten enthüllt. Das wirkt. Nicht nur durch die Lautstärke.

Nach wenigen Minuten schrillen die Signalklingeln auf dem Minensucher. Noch heftiger angetrieben von ihren Offizieren hasten die westdeutschen Matrosen auf die Stationen. Mit großer Fahrt läuft das Boot ab . . . *Raubeg*

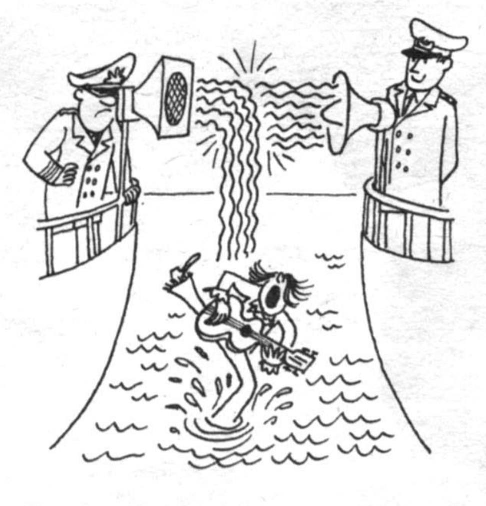


Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



POSTSACK

Junge Kumpel sind auf Draht

Ein großer Teil der Lehrlinge an der Wismut-Betriebsschule in Gera ist in unserem Lehrlingswohnheim untergebracht. Wir wollen die uns anvertrauten jungen Menschen zu bewußten Bürgern unseres Staates erziehen, die freudig ihren Dienst in der NVA leisten. Unsere Arbeit war bisher erfolgreich. So verpflichteten sich im vergangenen Schuljahr 73% der Abgänger als Soldat auf Zeit, und 25% konnten als Kandidaten der SED gewonnen werden.

Heimleiter Strobel, Gera

Fliegerformation

Erläutere uns doch bitte einmal die Gliederung eines Jagdfliegergeschwaders.

Hans-Ulrich Pieten, Anklam

Es gliedert sich in drei bis vier Staffeln mit je 12 Flugzeugen. Zu einer Staffel gehören drei Ketten mit je vier Maschinen, zu einer Kette zwei Paare mit je zwei Maschinen. Insgesamt umfaßt ein Geschwader 40 bis 52 Flugzeuge.

3 und 4

Auf unserer Stube hatten wir einen Streit. Er ging um die Frage, ob die Offiziersschüler der Luftstreitkräfte ebenfalls vier Jahre studieren müssen. Gib uns bald Bescheid!

Offiziersschüler Zaspel, Stralsund

Das Studium für Flugzeugführer dauert vier, in den anderen Fachrichtungen (Fla-Raketen, Funkmeß, Fliegertechnik) drei Jahre.

Großfeuer?

Na endlich hat sich die AR mal aufgerafft und ein paar exzellente männliche Figuren abgebildet. Ich meine die drei Sportler im Beitrag „Olympisches Feuer mit kleiner Flamme?" (11/68), die da ihren muskelbepackten Körper recht brav zur Schau stellen. Schade, daß sie so klein abgebildet sind, hier hätte die Flamme weiter aufgedreht werden können.

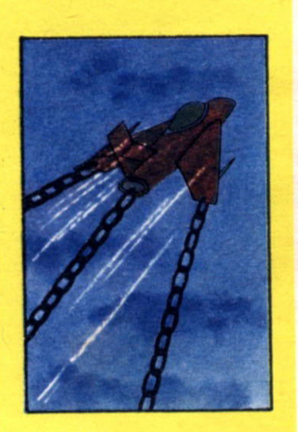
Doris Ballenstedt, Schwedt

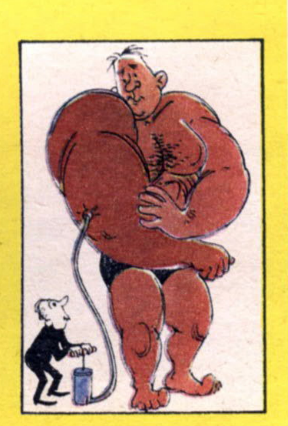
Nichtstaatlich

Bekomme ich für das Bestenabzeichen der NVA eine Stipendienerhöhung?

Gefreiter Werner, Grabow

Ein zusätzliches Stipendium gibt es nur für staatliche Auszeichnungen. Das Bestenabzeichen zählt nicht dazu.





Wolfener Erinnerungen

Recht herzlichen Dank für den Beitrag „Aus unserer Garnisonstadt Wolfen". Von 1963 bis 1964 wurde ich in dieses „Film- und Farbenzentrum" zum Armeedienst einberufen. War ich am Anfang auch kaum begeistert davon, so zeigte sich später, daß gerade der Grundwehrdienst für meine spätere Tätigkeit eine unersetzliche Grundlage darstellte. Ich möchte alle ehemaligen Genossen der EGS recht herzlich grüßen, besonders den Zugführer, Genossen Vöckel.

Oberwachtmeister d. VP Pilney, Halle

Kein Grund zur Trauer

Ich bin Reservist und wurde während meiner aktiven Dienstzeit mit der Medaille „Für treue Dienste" ausgezeichnet. Leider habe ich die Auszeichnung verloren. Können Sie mir mitteilen, ob es in der DDR eine Stelle gibt, bei der man verlorene Orden und Ehrenzeichen kaufen kann?

Siegfried Bredlow, Wusterwitz

Gehen Sie bitte zu Ihrem zuständigen Wehrkreiskommando! Wenn Sie einen Nachweis über die Auszeichnung vorlegen können, erhalten Sie dort die Medaille.

Schwergewichtler

Können Sie mir sagen, welches Kraftfahrzeug das größere ist, „KrAZ" oder „Ural"?

Jr. Balk, Johanngeorgenstadt

„KrAZ"; der neue Typ 255 B trägt eine Nutzlast von 7500 kp, während der „Ural" 4000 kp fortbewegt.

Vorurteile fielen

In der Dienststelle Athenstedt, wo ich meinen Freund besuchte, wurde ich sehr freundlich behandelt. Wenn ich ehrlich sein soll: Ich hatte es mir anders vorgestellt, aber ich wurde angenehm überrascht. Ich möchte mich auf diesem Wege beim Kompaniechef be-

danken, auch für das Essen, welches mir spendiert wurde.

Hella Hoffmann,
Niedersachswerfen

Stimmt nicht

Ich bin Mitglied einer PGH. Vor 1½ Jahren habe ich mich als Soldat auf Zeit verpflichtet. In meinem Betrieb sagte man mir, daß bei dieser Dienstzeit die Mitgliedschaft gelöst wird. Ist das nun der Fall oder nicht?

Unteroffizier Christoph,
Eishausen

Sie sind falsch beraten worden. Für die Dauer des Dienstverhältnisses als Soldat auf Zeit ruht das Arbeitsrechtsverhältnis bzw. die Zugehörigkeit zu einer sozialistischen Genossenschaft. Ihnen darf also nicht gekündigt werden. So legt es eindeutig die Förderungsverordnung vom 24. 11. 1966 fest.

„Kfz.-Doktoren"

In welchen Waffengattungen und wo werden Offiziere als Kfz.-Instandsetzungsingenieure ausgebildet?

Rüdiger Kunzemann,
Markranstädt

Derartige Spezialisten werden an der Offiziersschule der Landstreitkräfte, Fachrichtung „Panzer- und Kfz.-Technik", in Löbau ausgebildet. Das dreijährige Studium endet mit dem Abschluß als Instandsetzungszugführer des kfz.-technischen Dienstes (Ingenieur für Kfz.-Technik).

Daneben benommen

Bei uns läßt das Verhalten einiger Angehöriger der NVA zu wünschen übrig. Sie trinken sehr viel und benehmen sich beim Tanzen unmöglich. Ich halte daher nicht viel von diesen trinklustigen Brüdern.

Monika Grothe, Spremberg

An die Ex-Döbelner

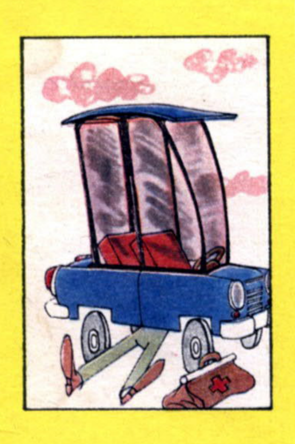
Wir bitten alle ehemaligen Pioniere und FDJ-Mitglieder der Schloßberg-Oberschule in Döbeln, die heute als Offiziere in der NVA ihren Dienst versehen, an unsere FDJ-Organisation zu schreiben.

Christine Kruppas,
73 Döbeln, Schillerstr. 33

Eine Stadt und ihr Schiff

Unsere Stadt verbinden langjährige freundschaftliche Beziehungen mit dem Minenleg- und -räumschiff „Leipzig" der Volksmarine. So werden in der örtlichen Presse hervorragende Ergebnisse in der Gefechtsausbildung veröffentlicht. Bei den gesellschaftlichen Höhepunkten in unserer Stadt konnten wir Delegationen der Matrosen begrüßen. Die Genossen unseres Patenschiffes, die einen Zirkel gegründet haben, um sich mit den Traditionen Leipzigs zu befassen, werden von unserem Museum für Geschichte und dem Stadtarchiv unterstützt. Selbstverständlich bemühen wir uns auch, den Matrosen bei der Gestaltung ihres Bordlebens zu helfen. Die Patenstadt überreichte ihrem Schiff einen Fernsehapparat, eine Kamera, Waschmaschine, Wäscheschleuder und Schreibmaschine.

Kresse, Oberbürgermeister
der Stadt Leipzig





Tapfere Matrosen

Wie stark war die Volksmarinedivision, die 1918/19 in Berlin eingesetzt war?

Soldat Wirsinkel, Dessau

In dieser revolutionären Einheit kämpften 3 200 Mann. Es waren zum größten Teil Berliner Arbeiter, die in der kaiserlichen Marine gedient hatten und sich seit Ausbruch der Revolution in der Hauptstadt befanden bzw. später von den Küstenstädten herbeieilten.

Nicht auf die leichte Schulter nehmen

Offizier der Volksmarine zu werden, ist keine einfache Sache. Viele stellen es sich nämlich sehr leicht vor und müssen dann hoffnungsvolle Vorstellungen begraben. Wenn man die Sache jedoch ernst nimmt, ist es ein sehr schöner Beruf.

Offiziersschüler Zaspel,
Stralsund

Wann wird was getragen?

Das neue Reservistenabzeichen ist zweiteilig und besteht aus einer Spange und einer Medaille. Wann darf oder muß ich diese Auszeichnungen tragen?

Gefreiter d. R. Walter,
Leipzig

Die Spange kann als äußeres Zeichen für den geleisteten Wehrdienst bzw. Wehrersatzdienst ständig getragen werden. Die Spange mit Medaille ist am Tage der Versetzung in die Reserve sowie zu staatlichen Anlässen anzulegen.

Imbiß außer der Reihe

Es war in den Oktobertagen vergangenen Jahres im Vogtland. Eine sowjetische Militärkolonne, die aus der ČSSR zurückkehrte, mußte plötzlich vor einer Bahnschranke halten. Sofort waren die Fahrzeuge von den Einwohnern umringt, die den Soldaten die Hände schüttelten. Aus einer Seitenstraße kam eine Schulklasse. Die kleinen Knirpse, sie waren etwa sieben oder acht Jahre alt, drängelten sich nach vorn. Zwei der Schüler öffneten ihre Stullentaschen und reichten ihre belegten Brote hinauf. Die Soldaten zögerten, wollten sie doch den Kleinen nichts wegessen. Als sie jedoch die bittenden Gebärden der Kinder sahen, griffen sie zu und bissen auch herzhaft in die Brote hinein.

Oberleutnant d. R. Gülland, Mühlhausen

Schwerer Beginn

Vor einigen Monaten begann ich meinen Wehrersatzdienst. Ich muß gestehen, es war kein leichter Gang zum Dienstantritt. Man mußte Abschied nehmen von seinem gewohnten Tagesrhythmus und sich an einen neuen gewöhnen. Es ist z. B. ein merkwürdiges Gefühl, wenn man anfangs statt eines freundlichen Rufes „Michael, bitte essen kommen!", den Befehl zum Abendbrot bekommt. Das Essen verdient zwar nicht das Prädikat „ausgezeichnet", aber man kann mit der Kost zufrieden sein.

Michael Hoffmann, Karl-Marx-Stadt

Schiffsgrab

Sind genaue Angaben über die Verluste der amerikanischen Armee beim japanischen Angriff auf Pearl Harbour im Jahre 1941 bekannt?

Christoph Patzig, Weida

Bei dem Luft- und U-Boot-Überfall (7. 12. 1941) auf die USA-Pazifik-Flotte wurden fünf Schlachtschiffe und zwei Zerstörer versenkt und 197 Flugzeuge zerstört. Außerdem wurden drei Schlachtschiffe, drei Kreuzer, zwei Zerstörer und vier andere Schiffe schwer beschädigt.

AR-Angebot und Nachfrage

Suche:

Jahrgänge 1960 bis 1965,
Jochen Mößel, 104 Berlin, Boyenstraße 42 bei Adam

Jahrgänge 1956 bis 1968,
Joachim Müller, 2331 Ummanz.

Biete:

1964: Hefte 6, 10, 11; 1965: 5, 7; 1966: 6–12; 1967: vollständig,
Walter Alheidt, 2151 Kublank.

1964: Heft 1–5, 7–12; Jahrgänge 1965 bis 1968,
Peter Wehner, 8044 Dresden, Hallstädter Str. 4



Vignetten: Klaus Arndt



Verändert ...

Im Novemberheft 1968 kritisierte Frau Köster die Unordnung im Besucherzimmer unserer Dienststelle zu Recht. Nachdem der Brief bei uns eintraf, veränderten wir sofort den Zustand des Zimmers; u. a. renovierten wir den Raum, brachten neue Gardinen an und stellten saubere Tische und Stühle hinein.

Oberstleutnant Werner, Stern-Buchholz

... und bestätigt

Liebe AR! Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung. Bei einem meiner letzten Besuche in der Dienststelle meines Mannes konnte ich feststellen, daß sich schon etwas geändert hatte.

Hannelore Köster, Karow

Reservistenfreude

Im November 1968 wurde im Fernsehen ein Streifen des Armeefilmstudios „Befehl: Anlanden!" gezeigt. Darin hat mir vor allem das Zusammenwirken der Luft-, Land- und Seestreitkräfte gefallen. Als Reservist springt einem das Herz im Leibe, wenn man solch einen sauberen und exakten Angriff am Bildschirm miterlebt. Es müßte doch möglich sein, öfter solche Sendungen zu bringen. Ich glaube, viele Reservisten würden sich darüber freuen.

Hans Behling, Prerow

Einsicht

Ich bin Soldat im 3. Diensthalbjahr. In den vergangenen Monaten, das muß ich selbstkritisch sagen, war ich nicht gerade ein vorbildlicher Soldat. Meine Arbeiten erfüllte ich aber zur Zufriedenheit meines Zugfühers, was mir auch bestätigt wurde. Da ich eingesehen habe, daß man mit einem großen Mund bei der Armee nicht weiterkommt, habe ich mich umgestellt und erfülle meine Pflichten, wie es sich als Soldat der NVA gehört. Daran wird sich nichts ändern.

Soldat Müller, Eggesin

Oberleutnant der VP Werner Kausmann schreibt einen Brief, den wir uns alle hinter den Spiegel stecken sollten!

Oberst Richter antwortet



Am besten, ich lasse Sie erst einmal selbst (kursiv) zu Wort kommen:

„... Ich bin, um mal einen etwas laxen Ausdruck zu gebrauchen, leicht erschüttert über das Verhältnis zwischen den Angehörigen der NVA und der DVP. Die Befehle und Weisungen der NVA sind mir zwar nicht bekannt, aber ich weiß aus unserer DV, daß zwischen den Angehörigen der bewaffneten Organe unserer Republik die Grußpflicht besteht. Meine Frage geht nun dahin: Ist für die NVA-Angehörigen gegenüber den Angehörigen der Volkspolizei die Grußpflicht aufgehoben?"

Natürlich ist sie nicht aufgehoben. Und zwar genausowenig, wie sie etwa zwischen den verschiedenen Dienstgraden und Waffengattungen der NVA selbst aufgehoben ist, obwohl es manchmal so scheint, als sei auch dies der Fall. Ihre Frage ist aber gar keine echte Frage. Ihnen geht's um Verbündete für eine gute Sache, für das Durchsetzen der Vorschriften.

„Ich habe weder einen Autoritätsfimmel, noch leide ich an Größenwahn. Mir geht es um die primitivsten Formen militärischer Höflichkeit. Mir geht es um das Ansehen der bewaffneten Organe unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht in der Öffentlichkeit."

Da bin ich allerdings sofort Ihr Verbündeter. Ich meine aber, daß das Ausbleiben des Grußes weder das einzige noch das entscheidende Kriterium für den Grad der Disziplin und auch nicht für den Grad der Verbundenheit der Waffenträger untereinander ist.

„Vom Soldaten bis zum Offizier trabt alles grußlos aneinander vorbei, und manchmal hat man den Eindruck, daß nicht Angehörige der gleichen Staatsmacht in verschiedenen Uniformen, sondern Vertreter von zwei miteinander vergnatzten Vereinen aneinander vorbeigehen."

Das ist zwar sehr sarkastisch überhöht, ich möchte es aber doch akzeptieren, weil es deutlich macht, auf was Sie anschließend sachlich den Finger der Kritik legen.

„Ich meine, daß es nötig ist, rein äußerlich durch die Einhaltung der Grußpflicht die Gemeinsamkeit unserer Ziele und Aufgaben zu betonen und die Einheitlichkeit unserer Funktionen in der Arbeiter-und-Bauern-Macht vor aller Öffentlichkeit zu demonstrieren."

Genauso ist es. Deshalb erlauben Sie mir, diesen guten Gedanken noch etwas zu erweitern: Grußpflicht ist Ehrenbezeigung auf Gegenseitigkeit, entboten dem, der dienstgradhöher, älter oder sonst „Familienangehöriger" ist. Und sie erstreckt sich genauso auf die bei uns stationierten sowjetischen Waffenbrüder wie auf Militärangehörige anderer sozialistischer oder befreundeter Länder. Bleibt uns noch die Frage nach der Ursache des Übels, die manche ausschließlich im schlechten Benehmen der Soldaten suchen. Bitte geben Sie die Antwort selbst, denn ich wüßte nichts Gescheiteres dazu zu sagen:

„Ich meine, und das im Ernst, daß die Ursache des Übels woanders liegt, nämlich bei den Genossen, die für die Bewußtseinsbildung unserer Soldaten – und natürlich auch der jungen Volkspolizisten – verantwortlich sind, bei den unmittelbaren Vorgesetzten. Es ist m. E. versäumt worden, auf diesem Gebiet die richtige Klarheit zu schaffen, sonst wäre ein solcher Zustand nicht denkbar."

Angesichts der gemeinsamen Erkenntnis: „Die sind ja gar nicht so, die sind bloß noch nicht ausreichend informiert", möchte ich abschließend doch hoffen, daß Sie mir zustimmen, daß sich dieser Disput entgegen Ihrer Ansicht doch für eine öffentliche Behandlung eignet, nicht zuletzt, weil das in Ihrer eigenen Schlußbemerkung selbst deutlich wird.

„Ich empfinde hohe Achtung vor den Leistungen der Soldaten und Offiziere unserer NVA, bin aber auch stolz auf das, was die Volkspolizei bisher geleistet hat und möchte dazu beitragen, daß gegenseitige Achtung durch gegenseitige militärische Höflichkeit ihren Ausdruck findet."

Ich auch!

Ihr Oberst Richter


Achtung Klappe! Faschingstrubel!
Auf in die Konfettischlacht!
Wer Humor hat, braucht kein Double.
Drum: Film ab und mitgemacht.
Auch hier dreht sich's um die Liebe,
und das Herz ist Produzent.
Und wenn ich das Drehbuch schriebe,
gäb's bestimmt ein Happy-End.
H. K.

Michail Alexejew

Der Schützengraben

Schon lange waren Gerüchte im Schwange, daß die Division abgelöst und ins Hinterland geschickt würde, wo sie wenigstens ein bißchen ausruhen und dann frisch aufgefüllt werden sollte. Nun ja, nicht gerade in voller Mannschaftsstärke, aber irgendwie aufgefüllt. Momentan war ja nur noch die Bezeichnung Division übrig, zählte man aber die „aktiven Bajonette", dann kam kaum mehr als ein Bataillon zusammen. In Nordkasachstan aufgestellt, war sie sozusagen noch auf dem Marsch um den zwanzigsten Juli herum in die Kämpfe geworfen worden, noch ehe der Troß ankam, der nur bis zur Station Shutowo gelangte. Dann ging es nicht mehr weiter, denn die deutschen Truppen, die den Don erreicht und ihn an einigen Stellen sogar überschritten hatten, waren schon zu nahe. Es war das Ziel der Division gewesen, den Feind zum Stehen zu bringen und ihn ans rechte Flußufer zurückzuwerfen.

Ihn zurückzuwerfen, das hatten sie nicht geschafft, aber sie konnten ihn wenigstens aufhalten. Um welchen Preis? Daran mochte Fjodor nicht einmal denken. Nur vier Männer aus seiner Kompanie waren übrig geblieben: Da drüben, der MG-Schütze Iwan Nefedow, der Starschina Mikola Pilipenko und noch der Kompaniechef, Leutnant Peregrudow. Am schlimmsten war es bei Abganerowo zugegangen, mag's dreimal verdammt sein! Zwei Wochen lang lagen sie nahe dieser Station verschanzt. Man stelle sich mal vor, was das bedeutete: Zwei Wochen lang in der Stalingrader Steppe. Moment mal: Wenn Fjodor Ustimow am Leben bleibt, dann wird er alles mal der Reihe nach erzählen. Aber jetzt hat er was anderes im Kopf. Es heißt, sie würden heute nacht abgelöst. Zwar müßten einem die vielen Gerüchte in der letzten Zeit Lehre genug sein, aber was macht's schon, wenn sich die Redereien so selten bestätigten, man schenkt ihnen doch gern wieder Glauben. Ja wirklich, wie oft hatte der „Grabentelegraf" die Neuigkeit schon durchgegeben! Aber an diesem Tag geschah etwas Besonderes an der vordersten Linie. Das pflegte nur vor großen, ganz wichtigen Ereignissen einzutreten. Ist einer kein Neuling mehr an der Front, dann schenkt man bestimmten Kleinigkeiten mehr Beachtung, wie etwa dem Umstand, daß der Kompanieführer seit dem frühen Morgen durch die Gräben stapft, von einem Schützenloch zum andern, und zwar nicht allein wie sonst, sondern in Begleitung eines anderen, Fjodor Ustimow unbekannten Leutnants. Dieser hört nicht nur den Kompanieführer ruhig an, sondern fragt die Soldaten genauestens aus: Hinter welchem Pickel da drüben der deutsche MG-Schütze sitzt; von wo aus ihr Scharfschütze schießt und um welche Tageszeit. Alle Antworten schreibt er in sein Notizbüchel ein, und was Starschina Pilipenko betrifft, der rein alles auf der Welt weiß, so mußte der sich grad verplappern und den Männern sagen, am nächsten Morgen würde Machorka ausgegeben. Nicht mal zur Verteilung der Rationen hat er einen bestimmt, und das vergißt er sonst nie! Nach dem Leutnant sind noch irgendwelche unbekannte Leute dagewesen und haben lange mit Kompaniechef Peregrudow herumgetuschelt, und dessen Gesicht hat ebenso verwirrt wie glückstrahlend ausgesehen. Dieser Gesichtsausdruck war für Ustimow ein genaueres Anzeichen als alles andere: Diese Nacht würde man sie ablösen! Fjodor Ustimow wußte nicht, wie das gemacht wird – ihn hatte man noch niemals abgelöst. Deshalb stand schon eine Reihe bohrender Fragen vor ihm auf. An ihrem Abschnitt herrschte – wie man das in den Frontberichten des Informationsbüros genannt hatte – relative Ruhe. Unter Stalingrader Bedingungen sah das so aus: Die ganze Nacht hindurch feuern die Faschisten aus allen Rohren, die da feuern können. Sogar die Offiziere ballern bei denen aus MPi, deren Leuchtspurgeschosse von allen Seiten her feurige Zeilen in Richtung der sowjetischen Stellungen schreiben. Dann folgen die Nachtbomber, an sich gar nicht so schrecklich, und hängen „Paniklichter" auf, die einen im Graben mit grellem, irgendwie unwirklichem Licht beleuchten; das für den Anfang. Aber dann werfen sie ein, zwei Dutzend von ihren Bomben ab, die ganz in der Nähe einschlagen und einen geradezu bis an den Nabel oder ans Gedärm mit Dreck zuschütten. Aber schießen soll man ja noch nicht (sonst kriegt der Feind unsere Feuerstellung raus!). Kaum hat man sich wieder ein bißchen erholt, schon rattern unsere vaterländischen Maisdrescher oder Nähmaschinen los, die im Finstern unsichtbar und furchtlos sind. Man sagt, diese Dinger würden von kaum zwanzigjährigen Mädels geflogen, die – statt Lieder zu singen und herumzuturteln – in eiskalter Nacht durch die Gegend surren und an den gegnerischen Scheinwerfern und Flakgeschützen nur so vorbeihuschen. Ist 'ne Freude, die dumpfen, vertrauten Einschläge



Illustrationen: Gerhard Rappus

direkt an der feindlichen vorderen Linie zu vernehmen, da wird einem warm ums Herz, als hätte man plötzlich ein Dach über'm Kopf! Und im Morgengrauen geht's dann wieder los! Da kommt mit Sonnenaufgang schon die verflixte „Focke-Wulf-189" an mit ihren zwei Teufelsschwänzen, die dreht und wendet sich in der Gegend rum, schmeißt drei, vier Bömbchen und kommt scheinbar kaum über ihre eigenen Stellungen hinaus. Kaum ist ein vermaledeiter sechszölliger Granatwerfer zu Wort gekommen mit seiner widerlich heiseren Bauchrednerstimme, da hüpfen vor deiner Brustwehr schon feurige Teufel mit Erdbatzen um die Wette auf und nieder. Das ist weiter nicht tragisch, wenn einer das Gebrüll kennt und sich rechtzeitig mit dem Kopf hinter die Grabenwand zu retten weiß. Aber ist man 'n Neuling, und findet man sich noch nicht so ganz in dem Gebrause auf der deutschen Seite zurecht, dann guckt man vielleicht gar aus Neugier mal nach – und schon deckt's einen mit Splittern zu...

Ja, diese letztere Befürchtung quälte Fjodor Ustimow sehr, sobald er überzeugt war, daß die Ablösung bevorstand. Und ihr folgten noch weitere Fragen. Wie denn: Er, MG-Schütze Ustimow, der seinen Schützengraben selbst gebaut und gegen alle feindlichen Angriffe verteidigt hatte (und diese Angriffe waren in den ersten Tagen vom Vorwerk Jelcha aus wie Böen bei Sturmwind, bis zu zehn am Tage, über sie alle hinweggebraust!), ihn bewohnbar machte und einrichtete und die Ritzen mit einem verblichenen Soldatenmantel stopfte, ja, so gleichsam mit seiner Körperwärme getrocknet hatte – nun sollte er ihn einem anderen Soldaten abtreten, einem Unbekannten, der überhaupt nicht wissen konnte, wie sauer ihm, Fjodor Ustimow, das alles geworden war?! Nun, das war ja noch nicht das Schlimmste – schließlich würde jener es mit der Zeit begreifen. Aber würde Ustimow seiner Ablösung alles sagen können, was er nicht mal deren Vorgesetzten, dem rotwangigen Leutnant mit dem Notizbüchel gemeldet hatte? Vielleicht blieb ihm für die ganze „Prozedur" nur 'ne schmale Minute Zeit. Und in einer ärmlichen Minute läßt sich gewiß nicht schildern, wo die feindlichen Feuernester, die MGs, die Minenwerfer und Artilleriebatterien lagen, wo und an welcher Stelle

genau die Faschisten am häufigsten nächtliche Ausfälle zum Fang von „Zungen“ starteten, von wo aus ihre Attacken begannen und wo die feindlichen Scharfschützen versteckt lagen. Einfach alles müßte er erzählen, so von dem Schornstein da drüben, dem einzigen Überbleibsel vom Vorwerk Jelcha, oder von dem durch Bomben- und Granatsplitter zerfurchten, benagten Baum im Niemandsland und von dem Streifen Niemandsland selbst, der nur tagsüber Niemandsland ist, auf dem aber nachts sowjetische oder deutsche Pioniere auf dem Bauch herumkriechen oder Aufklärer entlangrobben. Die einen legen Minen und zerschneiden Stacheldraht, damit unsere Burschen durchschlüpfen können, die fast allnächtlich nach einer deutschen „Zunge“ ausrücken oder andere wichtige Aufgaben erfüllen. Das und noch vieles mehr läßt sich ja in ganzen vierundzwanzig Stunden kaum erzählen, schon ganz zu schweigen von einer Minute! Was aber soll der von der Ablösung schon nützen, wenn er nichts von alledem weiß, was er, Fjodor Ustimow, wußte?! Wie viele Tage und Nächte würde es dauern, bis der Neue aus eigener Erfahrung so weit war wie Fjodor? Und sollte es denn leicht sein, solche Angaben in die Hand zu kriegen? Viele Genossen und Kameraden Ustimows hatten mit ihrem Leben dafür bezahlt. Daß er selbst noch unverletzt und lebendig war, von einigen Kratzern abgesehen, das war nach dem Stalingrader Alltag eher Zufall denn Regel; ja, es konnte als eitel Glück gelten!

Fjodor Ustimow fand in seinem Schützengraben keine Ruhe. Er drehte und wälzte sich seufzend hin und her, sobald er an den Genossen dachte, der in der kommenden Nacht hierher durch die endlosen Gänge der Verbindungsgräben dringen würde und sein MG auf seinem, Fjodors Platz aufstellen würde. Lodernd, fast schmerzhaft stach ihm der plötzliche Gedanke ins Herz, daß der Neue vielleicht sogar Ustimows „Maxim“-MG übernehmen könnte. Vielleicht gibt man mir in der Etappe gar ein nagelneues? Bei diesem Gedanken fuhr Fjodor zusammen, unwillkürlich glitten seine Hände über die Zeltplane, die schneebestäubte MG-Hülle, sie tasteten über die polierten, zuverlässig und friedlich in seinen Pranken ruhenden Teile der Waffe. Ustimow, Vater von fünf im fernen Sibirien zurückgebliebenen Kindern, hatte dieses MG von den Steppen Kasachstans bis in diesen Graben getragen, hatte es gehütet wie eine Amme ihr Kind. Seine Schultern kamen ihm von all der Buckelei vor wie poliert. Und das sollte er nun alles einem anderen in die Hände geben? War das so leicht? Wer das glaubt, weiß nicht und wird nie erfahren, was es heißt, Frontsol-



dat zu sein! Schade, jammerschade wäre es um das „Maxim", das ihn nie im Stich gelassen hatte in schweren Stunden heißer Kämpfe, an denen es bei Stalingrad nie mangelte! Und Ustimow hatte die Waffe gepflegt und hofiert, wie er nicht mal in seiner Jugend das Mädel hofiert hatte, das jetzt als Mutter seiner Kinder in Sibirien geblieben war... Pflege hin, Pflege her – jeder Soldat weiß gut genug, daß so'n MG auch eine Seele hat und Charakter, oder, wie die Leute sagen, seine Gewohnheiten wollten eine gute Weile erst studiert sein.

Man denke doch mal an die Gräben und Verbindungslinien, von denen es hier eine arge Menge gibt. Die laufen mehr kreuz und quer als die Därme einem im Leibe sitzen, und als Stalingrader muß man sie kennen wie seine eigenen fünf Finger. Was denn sonst! Heißt's eine Kleinigkeit weiterrücken, fragt es sich: Wohin mit dem MG? Da rennt man hin und her wie'n blinder Hund, wenn das gesamte Schema der vordersten Linie einem nicht geläufig ist. Wäre wohl eine vertrackte Sache, wenn der Starschina einen mit dem Thermosbehälter auf dem Buckel zur Bataillonsküche schickte und man sich verirrte. Die Kameraden blieben ohne Proviant, und ohne solche moralische Untermauerung ist es nicht gerade munter in den Gräben. Ja, so ist das nun mal!

Und das ist bei weitem noch nicht alles. Weiß man als Neuling nicht – und woher soll's einer auch wissen! – wie schön das Vorwerk Jelcha vor dem Einmarsch der Faschisten gewesen ist (Ustimow hat es noch in besseren Zeiten gesehen), dann ahnt man freilich kaum, daß dort drüben, dicht neben dem Schornstein ein Brunnen mit wunderbar schmackhaftem Wasser gewesen ist und daß die Hitlersoldaten ihn randvoll mit toten Rotarmisten zugeschüttet haben, die während der Oktobergefechte in ihre Gefangenschaft geraten waren. Hat einer das mit eigenen Augen gesehen wie Fjodor Ustimow, dann wird er noch wütender, und dann brennen einem beim bloßen Gedanken an die Fritzen Hand und Herz, daß es den Atem versetzt. Nun, auch das wird Ustimow dem Neuling zu berichten wissen, aber vorstellen wird der sich's nicht können. Kurz und gut: Ustimow wird nicht nur seine Stalingrader Erfahrungen mitnehmen, sondern mit dem Stalingrader Weh im Herzen fortgehen, und das ist schon allerhand für einen rauhen Soldaten.

Ja, und noch eins. In der vorletzten Nacht ist Leutnant Peregrudow selbst in Ustimows Graben gekommen. Mit zwei Zeltbahnen bedeckt und die erbeutete Taschenlampe in der Hand, lasen sie den Schwur der Verteidiger Stalingrads: Lieber sterben, aber dem Feind niemals die Festung an der Wolga überlassen! Was war nun damit? Diesen Schwur hatten alle Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, die um diese Zeit vor Stalingrad standen, bis zum letzten Mann mit ihrer Unterschrift bekräftigt. Nun lag dieser Schwur bereits in Moskau vor. Doch der, der diese Nacht Ustimow ablösen kam, hatte diesen heiligen Schwur gar nicht geleistet und unterschrieben! Dabei war's doch selbstverständlich, daß er die russische Erde nicht minder als Fjodor liebte. Immerhin hatte aber Ustimow und nicht seine Ablösung den Schwur geleistet.

Feuchte Kälte kroch unangenehm in seinem Soldatenmantel herauf. Ustimow reckte die Schultern, atmete tief ein und gedachte mit gerunzelter Stirn des Schwurs, den alle Sowjetsoldaten bei der Vereidigung leisten und den also auch seine Ablösung würde halten müssen. Da wurde ihm leichter ums Herz für eine kurze Zeit. Aber bald darauf quälte ihn schon wieder der Gedanke: Wenn die Deutschen nun Lunte gerochen hatten von der bevorstehenden Ablösung? Was dann? Das konnte ja 'ne Riesenpanne geben!

Dieser letzte Gedanke war ihm besonders unheimlich. Als er dann wirklich mit seiner Abteilung durch den ins Hinterland führenden Laufgraben wankte, der ersehnten Ruhepause entgegen, war er beinahe schlechter Laune. Obwohl er sein „Maxim" wie gewöhnlich auf seinen Schultern ruhen hatte (der Neue war also doch mit eigener Waffe gekommen!), erinnerte er sich mürrisch der kurzen Ablösungszeit. Freilich hatte er nur ein Hundertstel dessen sagen können, was seine Ablösung hätte erfahren müssen, aber es war ja zu anderem weder Zeit gewesen noch war es ihm in der Aufregung eingefallen. Ein trockener Kloß hatte ihm würgend in der Kehle gesteckt, und so konnte er nur mit Mühe und Not einige vernünftige Worte stottern und immer wieder sagen: „Halt die Augen offen, Bruder; na, weißt wohl, was das heißt... Guck dir die Augen ruhig 'n bißchen aus dem Kopf". So und dergleichen mehr hatte er gestammelt und dabei nicht mal gemerkt, wie er den Burschen mit seinen Pranken umhalste, daß dem das Atmen schwer wurde. Und finster war es gewesen! Nicht mal das Gesicht des Neulings hat er erkennen können, und mit 'nem Streichholz fummelt man halt nicht herum im Graben. Ja, das alles zusammen hat ihm die Laune verdorben...

Vielleicht wäre diese einfache Geschichte in Vergessenheit geraten, hätte man mir im Vorwerk Jelcha letzten Sommer nicht folgendes Ereignis erzählt: Da ist aus dem fernen Sibirien ein älterer Mann gekommen, der sich Fjodor Nasarowitsch Ustimow nannte und immerfort über die Melonenfelder gestakst ist, wo einstmals die vorderste Linie verlief. Immer wieder hat er gefragt, ob denn die Deutschen wirklich nicht über diesen Streifen hinaus gekommen seien damals im Jahre zweiundvierzig. Als die alten Männer ihm bestätigten, es sei an der Wolga entlang keiner weiter vorgedrungen, sondern die Sowjettruppen hätten im Gegenteil zum Angriff angesetzt und das Vorwerk befreit, sei er gleich wie ausgewechselt gewesen und habe gute Laune gekriegt. Ja, sie hätten Ustimow sogar als redseligen Mann in der Erinnerung behalten.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer



Soldat Hübner

Kommandeure ohne Rang

Bild und Text: Major Ernst Gebauer

Die glitschige Nässe des Nebels reizt die Lungen, kriecht in die Uniformen. Dumpf erstickt jeder Laut. Gefreiter Hacker stolpert mit seiner Gruppe mehr durch das milchige Grau als er läuft. Immer wieder mahnt er die Soldaten zur Eile. Er tut es zaghaft. Die Situation ist ihm ungewohnt. Er kann sich noch nicht daran gewöhnen, daß es *seine* Gruppe ist, die ihm folgt. Nicht, daß ihm die Genossen fremd sind. Er kennt sie seit Jahresfrist. Aber jetzt führt *er* sie an Stelle des Unteroffiziers, der versetzt wurde. Durchnäßt und in banger Erwartung springt er mit den Genossen ins Ufergebüsch der Nora. Sie tarnen sich und die mitgeführten Schlauchboote und erwarten das Angriffssignal.

300 Meter links von ihnen wirbeln Nebelschwaden um die einzige Brücke hier im Noratal. Dicht an den Boden gepreßt, gleitet dort eine andere Gruppe, geführt von Soldat Hübner, durch das feuchte Gras. Jeden Meter tastet er vorher mit den Händen ab. Das Gurgeln des an den Brükkenpfeilern vorbeidrängenden Wassers weist ihm den Weg. Als die steinerne Brüstung der Brücke durch das Grau schimmert, gebietet er der Gruppe flüsternd „Halt!“ Hübner starrt in den Nebel, sucht die Soldaten. Er kann nur wenige Schatten erkennen. Die vereinbarten Signale hat er gehört. Die Genossen sind ihm gefolgt. Als stellvertretenden Gruppenführer haben sie ihn immer anerkannt. Warum sollte es heute anders sein, wo der Unteroffizier fehlt? Und doch würde er sie gerne sehen. Wenn nur der verfluchte Nebel nicht wäre.

Die Brücke verbindet Immelstein mit Bogenfeld. Aufgabe der 3. mot. Schützenkompanie ist es, sie unversehrt einzuneh-

men, Bogenfeld anzugreifen und zu besetzen, um so einem Angriff des Gegners auf die Flanke des Truppenteils zuvorzukommen. Der 1. Zug wird über die Brücke angreifen, die anderen beiden Züge überwinden den Fluß mit Schlauchbooten.

Die Nebelschleier zerreißen. Wenig später knallen dumpf Signalschüsse. Das Lauern ist vorbei. Der Truppenteil forciert in breiter Front die Nora.

Hastig schieben die Soldaten die Boote zu Wasser, springen hinein, greifen zu den Paddeln. Die Strömung reißt die Boote weit stromab, ehe sie das andere Ufer erreichen.

In Schützenkette gehen der 2. und der 3. Zug auf Bogenfeld vor. Da hallt von der Brücke her MPi-Feuer herüber. Nimmt der erste Zug die Brücke? Oberleutnant Leistner, der Kompaniechef, würde es gerne wissen. Zum Sturm auf Bogenfeld braucht er den ersten Zug. Sicher wird sich der Gegner in der Ortschaft hartnäckig verteidigen.

Der Kompaniechef und sein Funker laufen hinter der Gefechtsordnung. Die Soldaten werden langsamer. Die Wiesen stehen unter Wasser. Der tonige Boden gibt den Füßen wenig Halt. Aber aus dem Funkgerät drängt es:

„Hier Strohpresse – hier Strohpresse! Strohpresse drei – wann greifen Sie an? Melden Sie Standort!"

Hastig schreit der Oberleutnant dem Funker die Antwort zu. Der Bataillonskommandeur drängt zu Recht. Noch ist die Flanke ungesichert. Aber die Situation ist kompliziert, die Kompanie noch auseinandergerissen.

Hätte er doch lieber mit der ganzen Kompanie über die Brücke angreifen sollen? Nein, sein Entschluß ist schon richtig, auch wenn er zeitweilig zu einem Zug keine Verbindung hat. So bekommt er den Ort in die Zange. Ein Fabrikgebäude nimmt ihm die Sicht. Und Funk gibt es nicht zu den Zügen.

Trotzdem schaut der sonst so ruhige und gelassene Offizier immer wieder ungeduldig nach links. Kritisch tasten seine Blicke die Gefechtsordnung der vor ihm entfalteten Züge ab. Nicht nur das schwierige Manöver erfordert die ständige Aufmerksamkeit des Kompaniechefs. Er hat auch ein wenig Sorge, weil ihm vier Unteroffiziere fehlen. Ausgerechnet nach ihrer Versetzung zum Studium an die Offiziersschule findet die Übung statt.



Ersatz für sie hat er noch nicht. So setzte er Soldaten und Gefreite als Gruppenführer ein. Wie sagte doch Rolf, Oberleutnant Bürger, sein Politstellvertreter:
„Jetzt wird es sich zeigen, ob wir die Kompanie gut ausgebildet haben. Im Krieg kann uns der Gegner Verluste zufügen; das kündigt sich nicht durch Versetzungsbefehle an!" Soll es sich zeigen! Vom ersten Spatenstich an, den die Soldaten lernten, konzentrierten sich Rolf und er auf das entscheidende Problem, die Gruppenführer zu qualifizieren. Die Soldaten lernen vom Unteroffizier, er führt sie unmittelbar ins Gefecht. Deshalb nutzten sie jede Möglichkeit, um das Wissen und Können der Unteroffiziere zu vervollkommnen.
Sie gingen dabei noch einen Schritt weiter und entwickel-



Gefreiter Hacker



Oberleutnant Leistner bei der Aufgabenstellung

ten ein System, das in keiner Vorschrift gefordert wird: Sie schulten auch die stellvertretenden Gruppenführer; denn um einen Unteroffizier zu vertreten, müssen sie etwas können. Dafür sahen die Dienstpläne keine besondere Zeit vor, durch straffe Dienstorganisation fanden sie jedoch welche.

Auch die Abendstunden wurden genutzt. Die Soldaten Hacker, Wehnemann, Hübner, Greschulla, Rose und die anderen mußten Stunden ihrer knappen persönlichen Freizeit opfern. Sie waren keineswegs erfreut darüber. Das nahm ihnen keiner übel. Doch allmählich begriffen sie. Von Tag zu Tag gewannen sie mehr Autorität unter den Genossen. Sie leisteten nicht mehr nur Handlangerdienste, sondern begannen mit auszubilden. Sie vervollkommneten ihre Fähigkeiten sowohl in der Organisation des Gefechtsdienstes, in Topographie, im Exerzieren und in der sportlichen Ausbildung, als auch in den Methoden der Menschenführung, worin sie die Zugführer, Rolf und er unterwiesen haben.

Mitte des Jahres zeigten sich deutlich erste Erfolge. Die Genossen bildeten die Soldaten bereits selbständig aus. Fast alle wurden vorzeitig zu Gefreiten befördert. Der Kampfwert der Kompanie wuchs. In der untersten Führungsebene war die Ersetzbarkeit gewährleistet. Bei der jetzigen Übung wird sich beweisen, ob sie die fehlenden Unteroffiziere vollwertig vertreten können.

Vor dem Kompaniechef in der

Gefechtsordnung läuft Gefreiter Greschulla mit seiner Gruppe. Zügig und überlegt führt er die Soldaten. Sein rechter Nachbar ist Hacker. Beide Gruppen ergänzen sich. Deutlich ist die hohe Stimme des Gefreiten Hacker zu hören. Willig folgen ihm die Soldaten. Geschickt führt er sie in günstige Deckungen, geht sparsam mit ihren Kräften um. Greschulla und Hacker haben ihre anfängliche Unsicherheit längst abgestreift. Sie führen. Sie können es, weil sie es gelernt haben.



Mit geschlossenen Sprüngen nehmen die beiden Züge den Bahndamm vor Bogenfeld. Als die Soldaten, noch Halt suchend, die Böschung hinunterschlittern, reißt sie der Befehl des Kompaniechefs zum Sturmangriff vorwärts. Links von der Gefechtsordnung der beiden Züge, greift auch der erste Zug die Ortschaft an. Rechtzeitig erreichte er, nachdem er die Brücke gestürmt hatte, die ihm befohlene Ausgangsstellung. Mit vereinter Kraft nimmt die Kompanie nun die Ortschaft Bogenfeld. Die Flanke des Truppenteils ist gesichert.

Der Gegner zieht sich in die Höhenlagen des Gebirges zurück. Das Bataillon verfolgt ihn. Längst münden die Straßen in Wege, die Wege in Pfade. Die Silbe „mot." haben die Schützen in Gedanken bereits gestrichen. Sie laufen und klettern nur noch. Hierher kann kein SPW folgen. Der schwere Lößboden klebt an den Stiefelsohlen. Schweiß steht auf den Gesichtern der Soldaten. Die am Morgen naß gewordenen Uniformen kleben am Körper, finden dutzende Stellen, wo sie reiben und drücken ...

Die Übung dauert noch mehrere Tage. Die 3. mot. Schützenkompanie beendet sie mit guten Ergebnissen. Wesentlichen Anteil daran haben die



„Kommandeure ohne Rang", wie Oberleutnant Leistner scherzhaft die Stellvertreter der Gruppenführer nennt. Auf sie kann er sich verlassen. Die Meinung des Gefreiten Hacker steht nicht allein:

„Ich werde die Gruppe dem neuen Unteroffizier so übergeben, wie ich sie von meinem ehemaligen Gruppenführer übernommen habe. Mit meinen Erfahrungen werde ich ihm helfen, daß wir im Wettbewerb zum 20. Jahrestag unserer Republik noch besser werden."



Hauptgewinn		500 Mark
ferner:	4mal	50 Mark
	5mal	20 Mark
	20mal	10 Mark
an 30 Gewinner		1 000 Mark

Zusatzgewinne

die die DEFA und der VEB Progress-Filmvertrieb zur Verfügung stellten:

- Eintägiger Besuch bei einem DEFA-Schauspieler (Schauspielerin) oder Regisseur. Teilnahme an Dreharbeiten in Berlin oder Besichtigung der DEFA-Ateliers in Babelsberg.
- 3 Fotoalben mit Szenenfotos aus DEFA-Filmen der Jahre 1967 bis 1969.
- 100 Jahresabonnements Filmprogramme 1969.
- 30 Serien Starpostkarten.
- 50 Dederon-Kopftücher sowie Schallplatten, die Melone des „Lords am Alexanderplatz", Schreibmappen u. a.

Erinnern Sie sich?

Etwas leichter haben es wohl diesmal die Älteren unter unseren Lesern, denn es gilt, die Titel von bedeutsamen DEFA-Filmen herauszufinden, die im Zeitraum von 1953 bis 1967 entstanden sind und in den nächsten Monaten anläßlich des 20. Geburtstages der DDR eine neue Premiere erleben.

8 Szenenfotos, nach denen 8 Filmtitel zu bestimmen sind, liegen vor Ihnen, lieber Leser, und wenn Sie es nicht nur beim Raten bewenden lassen, sondern einige Gedanken der Erinne-

1





2

rung widmen, so werden Sie uns sicher beipflichten: Mancher der hier abgebildeten Filmhelden war uns willkommener Weggefährte, da wir von ihm lernen konnten, im Lachen und Weinen unsere eigene Entwicklung besser zu verstehen und eigenen Konflikten und Schwierigkeiten beherzt zu Leibe zu gehen.
In der Gemeinschaft mit immer neu heranwachsenden Filmbesucher-Jahrgängen erlebten wir, daß die DEFA-Filmkunst Entscheidendes dazu beigetragen hat, faschistische Lüge und Gehirnverneblung zu überwinden, ein realistisches Geschichts- und Staatsbewußtsein herauszubilden, sozialistisches Gemeinschaftsdenken zu fördern sowie Freund und Feind klarer zu erkennen.

Wir fragen Sie:

1. Wie heißen die Filme, denen wir die Szenenfotos 1 bis 8 entnahmen?
(1 = Gefrorene Blitze usw.)
2. Welcher der Texte a) bis k) gehört zu welchem Film? (Es handelt sich um Auszüge aus Filmkritiken der DDR-Presse.) Zum Beispiel: a) gehört zum Film ...
3. Wenn Sie Gewinner der Berlin-Reise würden, von welchem Künstler (Künstlerin) möchten Sie gern eingeladen werden?

Ihre Postkarteneinsendung richten Sie bitte bis zum 23. März 1969 (Datum des Poststempels) an

Redaktion Armee-Rundschau,
1055 Berlin,
Postschließfach 7986,
Kennwort: 1000,00-Mark-Preisausschreiben.

Die Auslosung der Gewinner erfolgt unter Ausschluß des Rechtsweges. Bitte fügen Sie Ihrem Absender Alter und Beruf bei.
Viel Spaß beim Knobeln und – falls es Kopfzerbrechen bereiten sollte – ein kleiner Tip: Ein gelegentlicher Gang ins Kino könnte mancherlei erleichtern. Außerdem: Lieben alten Bekannten wieder zu begegnen bringt immer Gewinn. Meinen Sie nicht auch?

a

Wie man hört, amüsieren sich in diesem heiteren Film gerade unsere Volksarmisten (auch höhere Dienstgrade!), die ehemaligen und die, die es werden wollen, einbegriffen. Und auch der absolute Laie ist bei den Lachern nicht ausgeschlossen. Na also!

b

Dieser Streifen ist ein ganz großer Wurf, vor allem für die Erziehung unserer Jugend. Die Jugend will doch wissen, wie das Leben unter dem Faschismus war, wie die Antifaschisten gegen Hitler gekämpft haben. Gerade in dieser Beziehung ist der Film glänzend gelungen. Für Millionen Zuschauer ist die Atmosphäre des Lagers eingefangen worden: der unheimliche Appellplatz, der letzte Weg des toten Pippig. (Prof. Walter Barthel, ehemaliger Vorsitzender des Internationalen Lagerkomitees von Buchenwald.) ▶

3

c

... doch bald erweist sich, daß hinter dem geschraubten Salto mehr steckt: Die erste Bewährungsprobe eines Mädchens unserer Tage. Wer hat das nicht schon erlebt – Kapitulation vor höheren Anforderungen, Angst vor dem Risiko?

d

Das kleine und das große Abc der gehobenen Gangsterwelt, Lügendetektor und Maschinenpistole, Schlüsselabdrücke in Seife und präparierte Zigaretten, Mikrokamera und Glasauge, Alkohol, Glücksspiel und Erotik, gleißende Helle und unheimliche Finsternis – alles fügt sich zu einem mit bestechender Genauigkeit beobachteten Milieu, dem jede Sentimentalität, aber auch jedes überhitzte Pathos fehlt.

e

Und gerade das ist das Besondere, das Fesselnde: Wenn

4

5

der Vorhang fällt, muß die Geschichte Toms und Grits eigentlich noch fortgesetzt werden, jeder muß sie für sich allein zu Ende denken und folglich zu ihr Stellung nehmen.

f

Zu den komischen Volltreffern des Films darf man auch die schwungvolle Elbefahrt des Kalle im „ausgeborgten" Sportboot eines US-Sergeanten zählen, die zu den reizvoll pointierten Klängen amerikanischer und sowjetischer Soldatenlieder vor sich geht.

g

Der Stoff dieser Filmsatire ist komisch und von einer peinlichen Echtheit zugleich. Blamiert bis auf das Gesangbuch stehen sie da, die warmherzigen Förderer des vermeintlichen Hauptmanns Albert, den sie zum Direktor und Bundestagsabgeordneten machten, bis sich herausstellte, daß er in

6

Wirklichkeit der stellungslose Kellner Albert Hauptmann ist.

h

„Feuer aus den Kesseln!" echot es den Gang entlang. Die Schüreisen reißen die Brände 'raus. Zischend verdampft das Wasser auf dem glühenden Koks, hüllt die Männer in dichte weiße Schwaden... Ein Offizier stürzt die Stiege herab, stolpert und hört wie aus einer fernen Welt: „Der Krieg ist aus, Herr Schuckert!"
Das ist nur eine der vielen dramatischen Szenen, denen wir atemlos folgen und die nichts anderes sind als ein Stück künstlerisch verdichteter deutscher Geschichte, die wir Älteren noch miterlebten. Der große DEFA-Film läßt uns die Gegenwart besser verstehen.



7

8



Auflösung Nr. 11/1968 1000-Mark-Preisausschreiben

Ralf kommt aus Radeberg, Werner aus Magdeburg, Hans aus Rostock (Warnemünde), Günther aus Leipzig, Horst aus Gotha. Ihre Garnisonsstadt ist Schwerin.

Es gewannen:

500,– Mark:

Soldat Wolfgang Möller, Gotha

50,– Mark:

Heidemarie Piesche, Leipzig; Maat H. R. Kleinhans, Wolgast; Else Schneider, Dreiwerden; Reiner Kliesel, Schlamau.

20,– Mark:

Willi Bernhardt, Königsbrück; Hartmut Mattukat, Mägdesprung; Wendelin Reichel, Erkner; Manfred Fose, Rostock; Peter Brockmann, Rostock.

10,– Mark:

Lieselotte Loßner, Oschatz; Jürgen Krüger, Quedlinburg; H.-J. Albrecht Boizenburg; N. Tietz, Blankenburg/Harz; Werner Steinke, Brandenburg; P. Bentin, Schwerin; Günter Nowag, Leipzig; Martin Schwedler, Oschersleben; Willi Born, Greifswald; Siegfried Lange, Berlin; Ulrich Ackermann, Rostock; Wolfgang Elerke, Magdeburg; Rainer Wandera, Jena; Ilse-Susann Stephan, Bad Liebenstein; Ingrid Okatz, Berlin; Eberhard Lorenz, Limbach-Oberfrohna, Marschall, Torgelow; Günther Kalski, Borna; Bernd Müller, Eisenach; Dietmar Henchel, Görlitz.

Zwischen Heimatsaal und Schreckenskammer

Von Hans Krause

Die UNESCO hat das Jahr 1969 zum Internationalen Museumsjahr erklärt. Wie bekannt wurde, hat die Bundeswehr am 1. Januar das Militärmuseum Rastatt übernommen. Die AR ist in der Lage, einen ersten Bericht über eine Führung zu veröffentlichen.

●

„Verehrtes Publikum! Wir befinden uns im Museum für Bundeswehrkunde. Beachten Sie bitte in der Vorhalle die überlebensgroße Statue des ‚Bürgers in Uniform'. Das wesentlichste Merkmal des Bürgers in Uniform ist die Tatsache, daß er nach wie vor ein Staatsbürger ist. Er darf alles tun, was er vorher tun mußte, er darf alles lassen, was man ihm schon vorher verboten hatte. Er ist ein gleichberechtigter Bürger, das heißt, er hat nicht mehr und nicht weniger Rechte, sondern genau so wenig wie wir alle. Der Bürger in Uniform, den Sie hier vor sich sehen, meine verehrten Herrschaften, ist aus Wachs. In Wirklichkeit ist er natürlich viel härter.

Wir betreten jetzt das prähistorische Kabinett unseres Museums. In diesem Raum finden Sie vom Monokel, dem unerläßlichen Requisit des preußischen Offiziers von anno 00, bis zur Schnurrbartbinde des größten Feldherrn aller Zeiten jene Kostbarkeiten, die das Herz eines jeden Bundeswehrsoldaten höher schlagen lassen. Sehen Sie diesen Hut dort auf der Stange? Es ist die Kopfbedeckung Lettow-Vorbecks, jenes unerbittlichen Safari-Kämpfers, der als Missionar des deutschen Kapitals aus einem Teil des schwarzen Erdteils einen schwarz-weiß-roten machte. Der Rommel des ersten Weltkrieges sozusagen. Tiefe Wehmut überkommt uns, Herrschaften, wenn wir heute mit ansehen müssen, daß die Neger uns unsere einstige Hilfsbereitschaft mit Undank vergelten, indem sie beweisen, daß sie ohne uns auskommen.

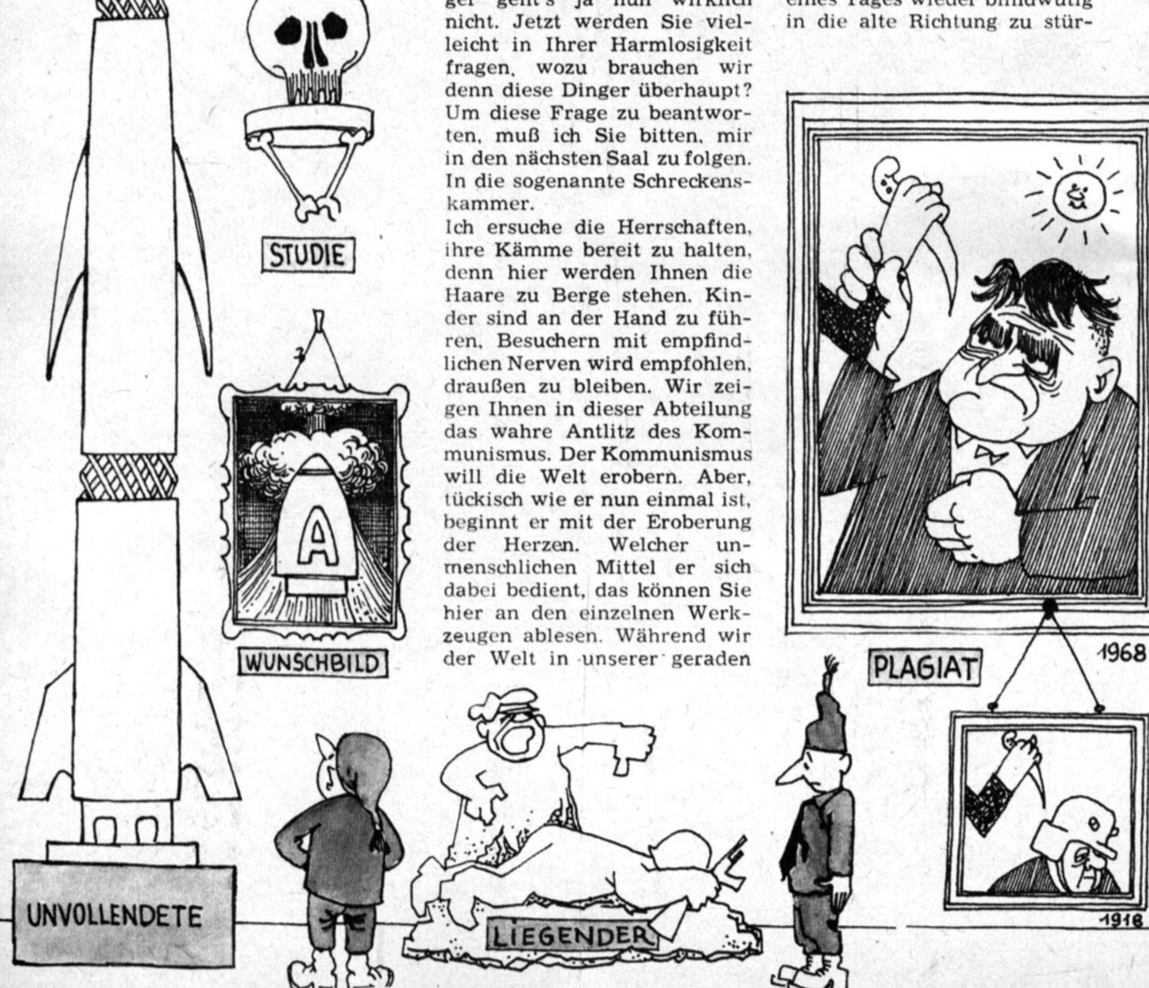
Das Bild von Kongo-Müller daneben mag uns daran erinnern, wie sehr wir bemüht sind, den großen alten Männern unserer Geschichte nicht nachzustehen.

Und hier sehen Sie jene berühmte Badewanne, die der greise Generalfeldmarschall von Hindenburg während des ersten Weltkrieges nicht benutzte, weil ihm bekanntlich der Krieg selbst wie eine Badekur vorkam. Wer kann es da den Generalen unserer Bundeswehr verdenken, wenn sie alles daran setzen, um so schnell wie möglich wieder baden zu gehen.

Wenn Ihnen beim Anblick dieses Stahlhelms hier schwarz vor Augen wird, meine Damen und Herren, so ist das nur logisch, denn es ist ein Stahlhelm der ‚Schwarzen Reichswehr', einer Bürgerkriegseinheit, von der unser Bundes-



grenzschutz noch allerhand lernen kann, wenn es darum geht, die Demokratie vor der Demokratie zu schützen.
Dieses Schild hier, Herrschaften, trägt die Aufschrift ‚Nach Moskau 100 km' und ist Zeuge einer großen Zeit, in der wir schon einmal sehr weit gekommen sind. Dieses Schild dokumentiert, daß die Entfernung Bonn—Moskau lediglich ein Katzensprung ist. Offenbar haben wir damals nicht die richtige Katze gehabt. Besiegt aber wurde der deutsche Soldat nicht von der Roten Armee, wie immer fälschlich behauptet wird, sondern — bitte kommen Sie ein paar Schritt weiter — von diesem weißhaarigen Herrn hier. Sein Name ist General Winter, ein Offizier jener sagenhaften Truppe, deren Oberbefehlshaber die Ausrede ist.
Wir betreten jetzt die Waffensammlung. Das Herz lacht einem im Leibe, wenn man sieht, was wir alles schon so an hübschen Waffen gesammelt haben. Wir wenden uns gleich jener epocheniedermachenden Waffe zu, die wir zwar noch nicht haben, aber haben wollen. Denn nachdem wir Nr. 1 in Europa geworden sind, wie Springers Bildzeitung kürzlich feststellen konnte, möchten wir natürlich auch im Konzert der Atommächte die erste Geige spielen. Keine Angst, Herrschaften! Es kostet nicht hundert Millionen, es kostet nicht 50 Millionen, ja, es kostet nicht einmal zehn Millionen! Franz Josef Strauß ist großzügig. Er meint, wir könnten die Bombe ja ruhig mit dem Leben bezahlen. Also, Herrschaften, billiger geht's ja nun wirklich nicht. Jetzt werden Sie vielleicht in Ihrer Harmlosigkeit fragen, wozu brauchen wir denn diese Dinger überhaupt? Um diese Frage zu beantworten, muß ich Sie bitten, mir in den nächsten Saal zu folgen. In die sogenannte Schreckenskammer.
Ich ersuche die Herrschaften, ihre Kämme bereit zu halten, denn hier werden Ihnen die Haare zu Berge stehen. Kinder sind an der Hand zu führen, Besuchern mit empfindlichen Nerven wird empfohlen, draußen zu bleiben. Wir zeigen Ihnen in dieser Abteilung das wahre Antlitz des Kommunismus. Der Kommunismus will die Welt erobern. Aber, tückisch wie er nun einmal ist, beginnt er mit der Eroberung der Herzen. Welcher unmenschlichen Mittel er sich dabei bedient, das können Sie hier an den einzelnen Werkzeugen ablesen. Während wir der Welt in unserer geraden deutschen Art wissen lassen, daß wir sie als einen Vorort Bonns betrachten, versucht er, sie mit seiner Friedenspolitik e i n z u w i c k e l n. Er s p e r r t die Atomwaffen in einen Vertrag und f e s s e l t die Menschheit durch das Beispiel seiner niederträchtigen Erfolge. Er stellt unsere harmlosen Geländespiele an den Pranger der Weltgeschichte.
Betrachten Sie bitte diese Daumenschrauben, Herrschaften! Während unsere Politiker von Kiesinger bis Thadden harmlos und friedlich Däumchen drehen, sucht er ihnen seine Daumenschrauben anzulegen, daß sie niemals wieder mit ihren süßen Patschhändchen nach seinem Eigentum langen können. All diese Folterwerkzeuge, meine Damen und Herrn, muß sich jeder, besonders jeder Bundeswehrsoldat, ständig vor Augen halten. Mit diesen Vorstellungen im stahlblauen Blick, ist er genau so blind, wie er sein muß, um eines Tages wieder blindwütig in die alte Richtung zu stür-



men – das heißt natürlich, sein geliebtes Vaterland gegen den äußeren Feind zu verteidigen. Und was es zu verteidigen gilt, verehrtes Publikum, das erfahren Sie in der Bildergalerie unseres Museums.

Von Künstlern mit vaterländischem Pinsel dick aufgetragen, präsentiert sich hier eine Fülle von bestechenden Motiven, die sich unter dem Begriff ‚Heimat' zusammenfassen lassen – müssen. Bild Nummer 1 ist ein alter Meister. Titel des Bildes: Harzlandschaft im Lenz. Es ist eine etwas klischeehafte und vordergründige Darstellung unserer Heimat, insbesondere, da dieser Teil des Harzes noch auf dem Territorium der Bundesrepublik liegt. Aber wenn Sie genauer hinsehen, können Sie im Hintergrund schon die graue Silhouette des Kyffhäuser erlugen, um den statt der Raben Barbarossas bereits die neuen Phantomflugzeuge der Bundeswehr kreisen.

Bild Nummer 2, schon etwas großzügiger in der Komposition, zeigt uns das Chemiekombinat Leuna. Der Künstler hat hier in sehr optimistischen IG-Farbtönen eine eindrucksvolle Vision der Heimat von morgen geschaffen. Dieses Bild steht alleinvertretend für eine ganze Stilart. Bemerkenswert ist, daß der Maler trotz reicher Farbgebung kein Rot verwendet, was dem Bild einen ausgesprochenen abstrakten Charakter verleiht.

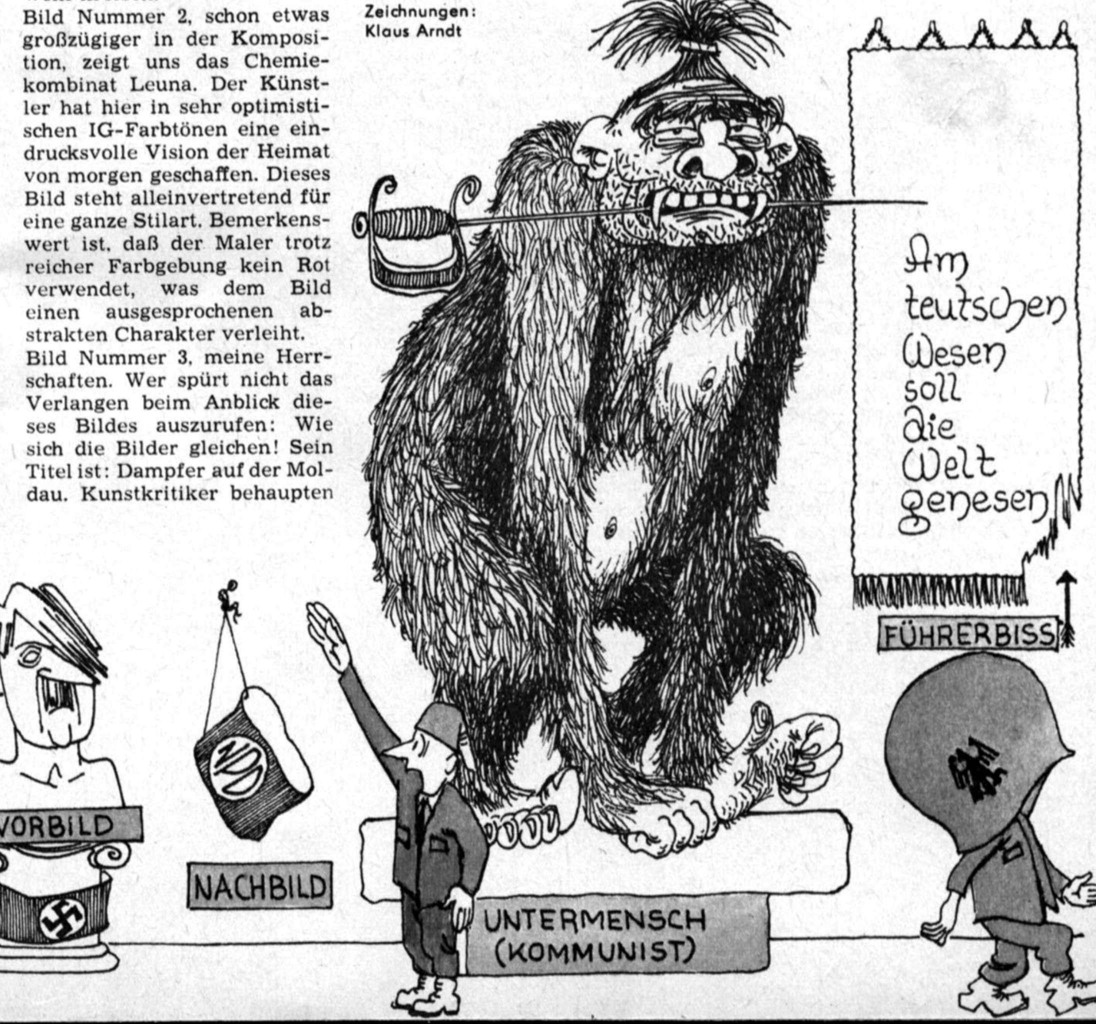
Bild Nummer 3, meine Herrschaften. Wer spürt nicht das Verlangen beim Anblick dieses Bildes auszurufen: Wie sich die Bilder gleichen! Sein Titel ist: Dampfer auf der Moldau. Kunstkritiker behaupten zwar, es sei der falsche Dampfer. Im Hintergrund das Blessing[1]-vergoldete Prag mit den ehrwürdigen Moldaubrücken, zu denen die ‚Reich'haltige Phantasie des Künstlers noch einige weitere hinzugestellt hat. Ein hübscher Stich!

Bild Nummer 4 schließlich zeigt uns ein besonders großes Stück Heimat. An den Zwiebeltürmen erkennen wir, daß es sich um den Teil unseres großen Vaterlandes handelt, der sich vom Nordmeer bis zum Kaukasus erstreckt. Der Künstler hat bereits 51 Jahre daran gearbeitet, ohne das Werk vollenden zu können. Es ist nämlich eine Radierung. Genauer: Eine Ausradierung. Denn: Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen. Also, wenn Sie mich fragen; ich sehe da schwarz!

Ich hoffe, meine Herrschaften, daß Sie sich nach diesen Bildern ein Bild machen können und begriffen haben, daß alles Gerede von der Aggressivität der Bundeswehr völlig haltlos ist. Wer nun einmal eine große Heimat hat, muß auch bereit sein, dieselbe zu verteidigen. Reproduktionen dieser Gemälde gehören auch in das Herz eines jeden Bundeswehrsoldaten. Und das wäre das Ende. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit. Wenn Sie nach meiner Führung noch immer etwas für die Führung übrig haben sollten, dann meine verehrten Bürger und Bürgerinnen mit und ohne Uniform, ist Ihnen nicht zu helfen."

[1] Blessing – Präsident der (West-) Deutschen Bundesbank; war führend bemüht, mit ökonomischen Mitteln dazu beizutragen, die ČSSR aus der sozialistischen Staatenfamilie herauszubrechen.

Zeichnungen: Klaus Arndt



Die aktuelle Umfrage

Brust 91,5 cm
Hüfte 99,0 cm
Taille 69,8 cm

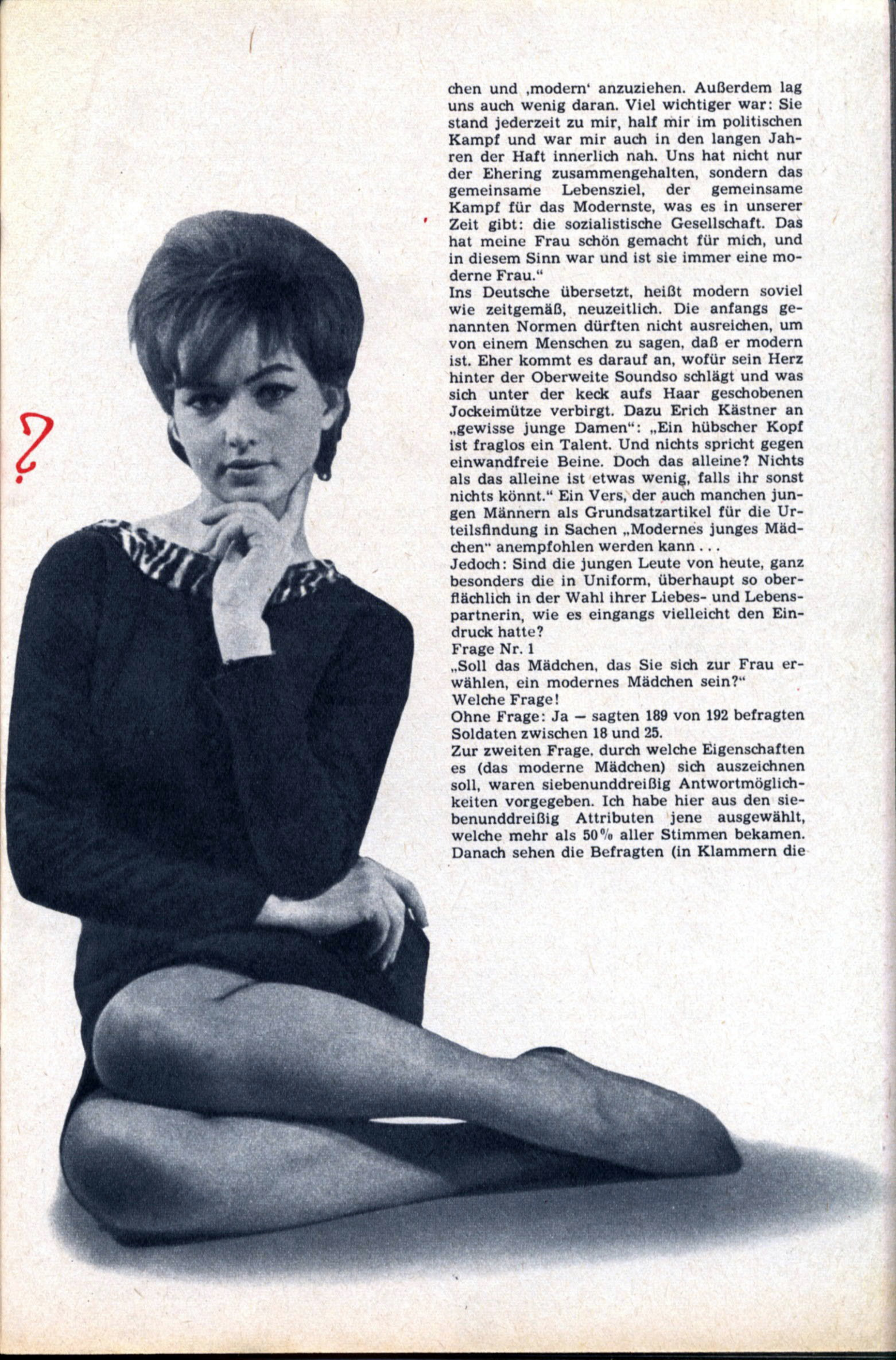
Normen für das moderne Mädchen

MM sind gefragt. Namentlich zwischen 18 und 25. Wer's nicht glaubt, dem sei die Lektüre der Heiratsannoncen empfohlen. Dutzendfach ist dort die Rede von ihnen, den „mod. Mädchen". Gemeint sind – nun ja, was wohl? Wir können's uns aussuchen.

Vielleicht geht es den Herrn Inserenten um mod.(ellierende) junge Damen oder mod.(erierende), also mäßige und sich einschränkende? Allerdings kann es auch sein, er hat ein mod.(estes), also bescheidenes und sittsames Mädchen im Auge, oder ein sich grad mod.(ernisierendes)? Eine mod.(ernde), sprich faulende Partnerin dürfte er dagegen kaum meinen, eher schon eine mod.(ische). Vielleicht jedoch geht das allgemeine Ansinnen allgemein auf ein mod.(ernes) Mädchen aus? Hildegard Zarge, 35, als Entgegennehmende vieler Inserate mit der Anzeigensprache und den Anzeigenkunden bestens vertraut, bestätigt die Richtigkeit der letztgenannten Annahme. Was aber nun die jungen Männer, nicht wenige in der Uniform der Nationalen Volksarmee, sich unter einem modernen Mädchen genau vorstellen, vermag auch sie nicht schlüssig zu beantworten. „Wenn ich sie mir so ansehe, glaube ich beinahe, sie denken dabei mehr an Äußerlichkeiten, also Figur, Haare, Kleidung und ähnliches", vermutet sie.

Auch von der DEWAG bekommt man nur die Chiffre-Adressen der Annoncierenden. Schade, deshalb konnten sie (leider) nicht befragt werden. Dafür äußerten sich andere. Eine Gruppe definierte die Modernität eines Mädchens mit Begriffen aus der Mode und der Anatomie: Chic angezogen, Minirock, lang herabfallende Haare, tadellose Figur mit „oben was drin", gut aussehend, schlank und biegsam, Klassebeine, nicht zu klein und so weiter und so fort. Harald Bode, 20, Nachrichtenunteroffizier, und Grenzsoldat Willy Tarandt, 19, nannten dazu genaue Maße; letzterer die im Titel angegebenen. „Habe ich mal irgendwo gelesen", entgegnete er auf die Frage nach dem Ursprung. „Es war in einer Illustrierten, wenn ich mich nicht irre: ‚Für Dich'." Stimmt. Allerdings kamen die Angaben von nebenan, wo es manipulierungsüblich ist, Wert oder Unwert der „modernen Frau" nach der Busenweite zu bestimmen.

„Sind gefällige Obermaße hier etwa nicht gefällig?" fragt Gefreiter Jürgen Ahstermann, 20, leicht provokativ. Sicherlich hat keiner was gegen eine Brustweite von 91,5 cm – oder mehr. Auch die AR nicht, was an manchen ihrer Mädchenfotos zu besichtigen ist. Jedoch, anatomische Maße als Norm für die Modernität eines Menschen? Das scheinen mir unterentwickelte Maßstäbe zu sein, dieweil sich daraus absolut nichts schließen läßt auf Charakter, Haltung, Bildung, Moral, inneren Wert sowie innere Schönheit eines Menschen. Kommt es in der Partnerwahl, bei der Suche nach dem Lebensgefährten aber nicht gerade auf diese Attribute an? Und im übrigen: „Jede liebende und wiedergeliebte Frau ist schön!" sagt Major Gerhard Lehmann, 58, ein Mann mit reicher Lebenserfahrung und seit 37 Jahren mit einer Frau verheiratet, die „äußerlich kaum dem Schönheitsideal der damaligen bürgerlichen Gesellschaft entsprach und als Arbeitermädel weder das Geld noch die Zeit hatte, sich nach den Rezepten der Illustrierten ‚schön' zu ma-



chen und ‚modern' anzuziehen. Außerdem lag uns auch wenig daran. Viel wichtiger war: Sie stand jederzeit zu mir, half mir im politischen Kampf und war mir auch in den langen Jahren der Haft innerlich nah. Uns hat nicht nur der Ehering zusammengehalten, sondern das gemeinsame Lebensziel, der gemeinsame Kampf für das Modernste, was es in unserer Zeit gibt: die sozialistische Gesellschaft. Das hat meine Frau schön gemacht für mich, und in diesem Sinn war und ist sie immer eine moderne Frau."

Ins Deutsche übersetzt, heißt modern soviel wie zeitgemäß, neuzeitlich. Die anfangs genannten Normen dürften nicht ausreichen, um von einem Menschen zu sagen, daß er modern ist. Eher kommt es darauf an, wofür sein Herz hinter der Oberweite Soundso schlägt und was sich unter der keck aufs Haar geschobenen Jockeimütze verbirgt. Dazu Erich Kästner an „gewisse junge Damen": „Ein hübscher Kopf ist fraglos ein Talent. Und nichts spricht gegen einwandfreie Beine. Doch das alleine? Nichts als das alleine ist etwas wenig, falls ihr sonst nichts könnt." Ein Vers, der auch manchen jungen Männern als Grundsatzartikel für die Urteilsfindung in Sachen „Modernes junges Mädchen" anempfohlen werden kann . . .

Jedoch: Sind die jungen Leute von heute, ganz besonders die in Uniform, überhaupt so oberflächlich in der Wahl ihrer Liebes- und Lebenspartnerin, wie es eingangs vielleicht den Eindruck hatte?

Frage Nr. 1

„Soll das Mädchen, das Sie sich zur Frau erwählen, ein modernes Mädchen sein?"

Welche Frage!

Ohne Frage: Ja – sagten 189 von 192 befragten Soldaten zwischen 18 und 25.

Zur zweiten Frage, durch welche Eigenschaften es (das moderne Mädchen) sich auszeichnen soll, waren siebenunddreißig Antwortmöglichkeiten vorgegeben. Ich habe hier aus den siebenunddreißig Attributen jene ausgewählt, welche mehr als 50 % aller Stimmen bekamen. Danach sehen die Befragten (in Klammern die

genauen Prozentzahlen) ein junges Mädchen als modern an, wenn es

- klug und selbstbewußt ist (91 %)
- sich modisch kleidet (86 %)
- tüchtig im Beruf ist (85 %)
- eine eigene Meinung hat und sie offen sagt (82 %)
- flott tanzen kann (77 %)
- aufgeschlossen für alles Neue ist (75 %)
- sich weiterbildet (70 %)
- am gesellschaftlichen Leben teilnimmt (68 %)
- die Kunst liebt (61 %)
- viele Interessen hat (53 %)
- sich damenhaft benimmt (51 %)

In dieser Synthese laß ich mir das Bild des modernen Mädchens unserer Tage gefallen. Aber es läßt auch umgekehrt Rückschlüsse zu: auf das Denken und die Haltung der jungen Soldaten. Ihr Modernitätsurteil über das andere Geschlecht stellt ihnen selbst das Zeugnis eines modernen jungen Mannes aus, der weiß, worauf es ankommt im Leben und in der Liebe, und der offensichtlich auch in seinen Liebesbeziehungen oder später in der Ehe die Gemeinsamkeit in der Meisterung der Aufgaben unserer Zeit in den Vordergrund stellt und danach seine Partnerwahl trifft. Ich hoffe, nicht nur in Worten, sondern stets auch in der Tat.

Ihr

Karl Heinz Freitag

„Ich habe meine Frau bei einem Urania-Vortrag kennengelernt. Sie fiel mir durch ihr gepflegtes Äußeres auf, mehr aber noch durch die klugen Fragen, die sie dem Referenten stellte. Die Gelegenheit war günstig: Ich sprach sie an. Von da an trafen wir uns öfter. Wir debattierten über uns gemeinsam interessierende Probleme, gingen ins Theater und fuhren zusammen zelten. Aus der Zufallsbekanntschaft wurde Liebe. Obwohl sie schöne Augen hat und wundervoll seidiges Haar, gefällt mir an ihr vor allem ihr kluger Kopf." (Stabsgefreiter Wolf Arndt, 22)

„Momentan suche ich noch. Natürlich ein modernes Mädchen: Schlank, lange Haare, minigekleidet, flotte Tänzerin, verliebt in heiße Musik und nicht so zimperlich, wenn man mal was von ihr will." (Soldat Hans-Günter Thomas, 19)

„Meine Jetzige ist nicht meine Erste. Ob's die Letzte wird, weiß ich noch nicht. Zwar ist sie ganz in Ordnung und auch nicht dumm, aber manchmal noch zu oberflächlich. Sie empfindet das zwar als sehr modern, aber ich habe da noch meine Zweifel." (Obermatrose Kurt Bode, 20)

„Es gibt so hübsche kleine Dummerchen, die sich sehr modern vorkommen und mit denen man stundenlang Süßholz raspeln kann. Das ist zwar auch mal ganz amüsant, aber auf die Dauer ermüdend und langweilig." (Flieger Horst Sack, 19)

„Wenn ich auch noch nicht die Richtige dafür gefunden habe, so schwebt mir doch eine moderne Ehe vor. In ihr darf der Dreh- und Angelpunkt nicht nur das Bett sein. Zur Basis für ein Leben zu zweit gehören auch gemeinsame Lebensauffassungen, gehört vor allem



die geistige Gemeinschaft. Die richtige Partnerin dafür kann also nur ein Mädchen sein, das mit dem Schulabschluß nicht aufgehört hat zu lernen und mit mir zusammen aufgeschlossen, kritisch und weiterlernend durchs Leben geht." (Gefreiter Rainer Behrig, 21)

„Was ich an meiner Freundin besonders schätze, ist ihr fester Standpunkt als FDJlerin. Da sie weiß, warum ich Soldat bin, heult sie mir nicht in jedem Urlaub die Ohren voll, sondern versteht es immer wieder, die wenigen Tage unseres Zusammenseins sinnvoll zu gestalten. Es macht einfach Spaß, mit ihr zusammenzusein. Für manches, was ich bisher nicht gesehen habe, hat sie mir die Augen geöffnet. Und gerade weil wir uns lieben, sagen wir uns auch offen die Meinung. Wenn ich sie nach meiner Dienstzeit aufs Standesamt führe, weiß ich, daß ich in ihr kein braves Hausmütterchen bekomme, das sich in die eigenen vier Wände zurückzieht und die Welt Welt sein läßt, sondern daß sie mit beiden Beinen im Leben steht und mithilft, es zu verändern und zu bereichern." (Unteroffizier Jochen Kießer, 21)

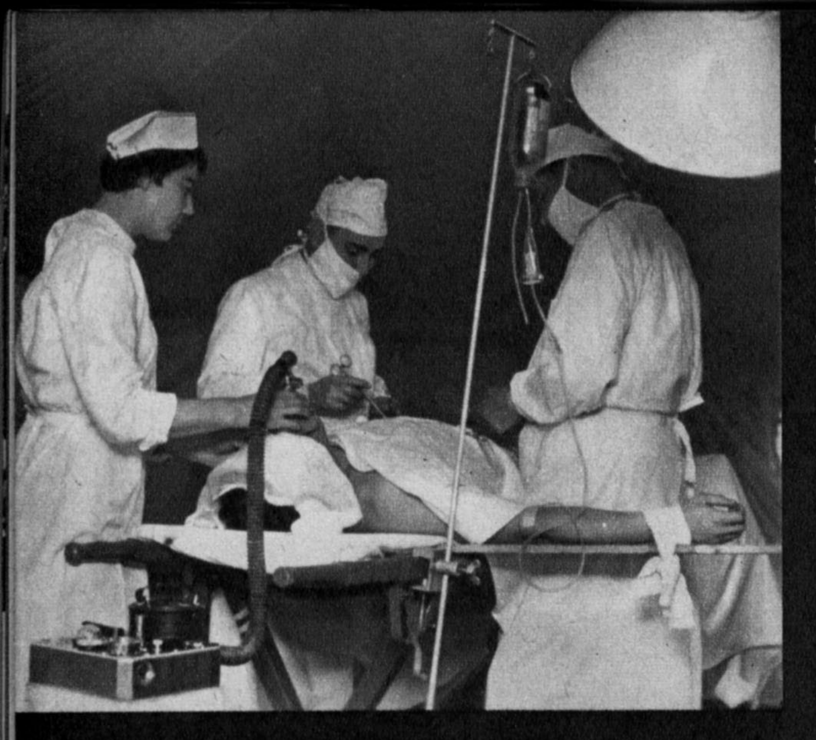
„Modern sein heißt für mich, mit der Zeit gehen und tun, was die Zeit, in der wir leben, von uns verlangt. Meine Verlobte und ich, wir fassen das so auf: Lernen und sich eine eigene Meinung bilden, damit wir den Anforderungen der Gegenwart und der Zukunft gewachsen sind. Das geht nicht ohne Kampf ab – in erster Linie mit sich selbst. Es geht aber auch nicht ohne die Hilfe des anderen. In diesen beiden Faktoren sehe ich Eigenschaften des modernen Menschen unserer sozialistischen Zeit." (Soldat Harry Niemeyer, 24)



Der Onkel Doktor hat gesagt...

Zu Besuch in einer Sanitätseinheit waren Oberstleutnant K. Erhart (Text) und W. Fröbus (Fotos)

Das ist längst nicht die gesamte Ausrüstung, was da auf weißem Leinen fein säuberlich von der Schwester zurechtgelegt wurde. Neben den Operationsbestecks und vielerlei Instrumenten verfügt eine Sanitätseinheit natürlich über eine ganze Menge anderer technischer Mittel und Geräte. Da wären Labor-Einrichtungen, Verbandmittel und Medikamente als das Erste und Selbstverständlichste zu nennen, aber auch eine



Ob Wurmfortsatzentfernung, Magenoperation oder jeder andere chirurgische Eingriff, alles kann im chirurgischen Zelt ausgeführt werden.

Reihe von Fahrzeugen, technischen Anlagen und Geräten, vor allem Stromversorgungsaggregate sowie Wasserfilterstationen und manches mehr.
Doch warum die bloße Aufzählung? Ein Rundgang durch den entfalteten Verbandplatz wird uns mit den einzelnen Stationen näher bekannt machen. Er ist ein „Städtchen" für sich, dieser Verbandplatz. Weithin sichtbar leuchtet das rote Kreuz auf weißem Grund, das Zeichen der Hilfsbereitschaft und Fürsorge. Vor dem Hauszelt, gleich hinter dem Schlagbaum dieses Lazaretts im Freien, stehen Bänke und Tische aus Birkenholz. Ein paar Soldaten mit wenig ernsten „Wehwehchen" sitzen dort und warten auf das „Der Nächste bitte!" Im Zelt selbst, in der Einstufung, wie es im Fachton heißt, findet die erste Diagnose statt. Hier trennen sich die Wege der Leichtverletzten und Schwergeschädigten; die infektiös erkrankten Patienten werden von den anderen isoliert. Unter Gefechtsbedingungen tritt noch eine Abteilung für Spezialbehandlung in Aktion, die sich nur um von Kampfstoffen geschädigte Patienten kümmert. Ein Verteilerposten in Schutzkleidung und mit einem Dosimeter versehen, sortiert in solch einem Falle die Ankömmlinge und weist sie der entsprechenden Abteilung zu.
Doch das nur der Vollständigkeit halber. Bei unserem Besuch im Reiche des Truppenarztes sind nur leicht erkrankte Soldaten die Bewohner der kleinen Zeltstadt. Sie liegen in einer Art Koje, d. h. auf Tragen, die je nach Platzbedarf mehrfach übereinander an einem Einhängegestell befestigt sind. Pfleger sorgen für ihr Wohl und dafür, daß sie bald wieder zu ihren Einheiten zurück können.
Außerhalb eines jeden Zeltes sieht der Gast Geräte, die wie riesige Staubsauger aussehen. Das sind Schirokko-Geräte, klärt man uns auf. Warmluftheizaggregate, die im Zelt eine Temperatur bis +30 °C erzeugen. Selbst im strengsten Winter spenden zwei dieser Gebläse mit ihrem warmen Atem einem Zelt genügend Wärme.
OP-Vorbereitung steht an dem Täfelchen über dem Eingang eines weiteren Zeltes, das den Anfang des Operationstraktes bildet. Peinliche Sauberkeit, wie überall im medizinischen Trakt, trotz einfacher Ausstattung und geringer Möglichkeiten. Medikamentenkisten stehen griffbereit, Wäschestapel liegen, abgedeckt gegen Staub,

Der Röntgenraum unter dem Zeltdach. Erfahrene Mitarbeiter handhaben hier alle modernen Einrichtungen zum Wohle ihrer Genossen.

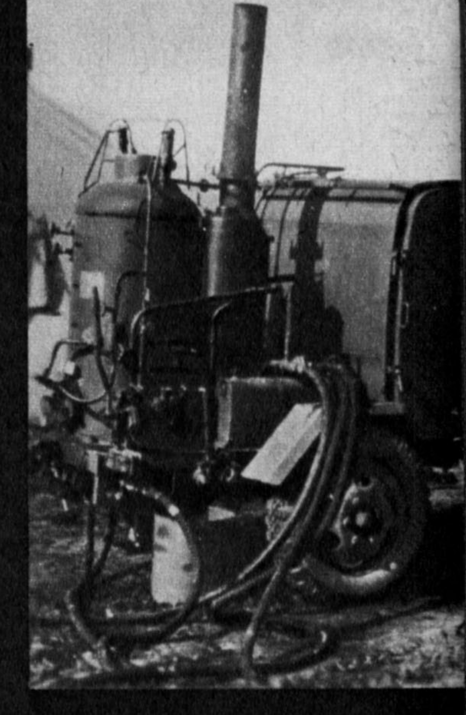


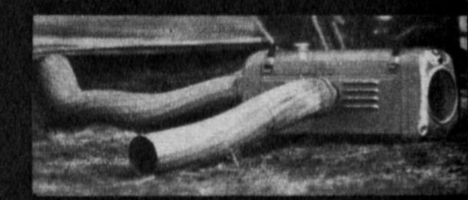
in der Nähe, Instrumente warten, steril verpackt, auf ihren Gebrauch. Hier werden die Patienten für eine Operation vorbereitet, also gewaschen, rasiert und was sonst noch nötig ist. Dann erst gelangen sie ins chirurgische Zelt.

Das erste, was dort auffällt ist, daß dieses Zelt keinen Mittelmast hat und doch wie alle anderen straff gespannt ist. Ein Verdienst der Ärzte und Mitarbeiter der Einheit von Genossen Dr. Dorrock. Sie entwickelten eine Konstruktion, die das Zeltdach durch außen stehende Stahlrahmen über Seilzüge spannt. So werden die Chirurgen bei der Arbeit nicht durch den Mast im Zelt behindert, der Raum aber vergrößert sich. Und noch etwas unterscheidet dieses Zelt von den anderen: Es ist mit einem leicht sauber zu haltenden Fußbodenbelag ausgelegt, und seine Innenwände strahlen im makellosen Weiß von Stoffbahnen. Diese Verkleidung ist hygienisch und erhöht den Helligkeitseffekt bei der Operation. Auf nichts braucht der Chirurg zu verzichten. Atemgerät, Apparate für Narkose und Bluttransfusion, alles steht ihm zur Verfügung, ebenso wie eine komplette Röntgenausstattung in einem der benachbarten Zelte.

Obwohl weder Schwerkranke oder -geschädigte zu behandeln sind, herrscht doch rege Betriebsamkeit auf allen Stationen. Die Ärzte arbeiten im radiologisch-chemischen Labor, im Op.-Feldlabor, der Apotheker sorgt für Medikamente, Wasserwagen bringen ständig frisches Trinkwasser, die Männer des Funk- und Leitungsbautrupps überprüfen ständig ihre Gerätschaften und Leitungen, Fahrer, Maschinisten, Pfleger und Schwestern sind auf ihrem Posten. Immer haben sie zu tun, damit sofort, wenn es die Umstände verlangen, alles für den Patienten bereitsteht.

Manches werden wir wohl nicht gesehen und erfaßt haben, was es in einer Sanitätseinheit noch gibt. Eines aber wurde klar, unser medizinischer Dienst besitzt sowohl hervorragend ausgebildete Menschen als auch eine moderne Ausrüstung. Er ist ebenso modern wie die gesamte Nationale Volksarmee.





Diese Dusch- und Desinfektionsanlage (oben) tritt bei Kampfstoffeinsatz in Aktion. Unten ist ein Warmluftheizgerät zu sehen.

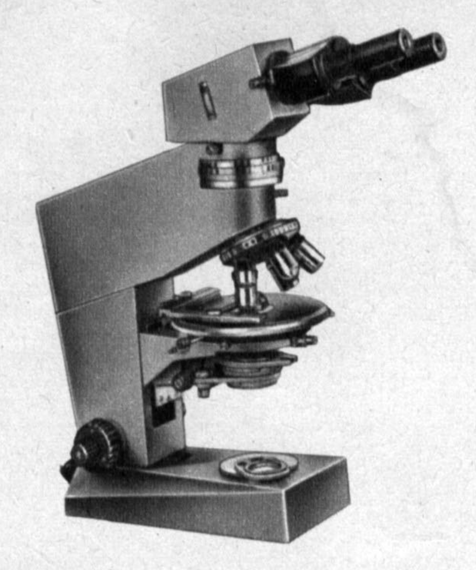


Mit geübten Griffen legt der Arzt dem Patienten einen Gipsverband an.



Beim Zahnarzt ist immer Betrieb. Daß unsere Sanitätseinheiten über voll eingerichtete Zahnstationen und gut ausgebildete Zahnärzte verfügen, ist selbstverständlich.

MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*



Neuartiges Zielansprachegerät

Ein Zielansprachegerät auf Laser-Basis ist in den USA entwickelt worden. Das Gerät soll in den Pilotenhelmen installiert werden. Visiert der Flugzeugführer ein Ziel an, so wird dieses gleichzeitig von einem Laserstrahl, der von dem Gerät im Helm ausgeht, getroffen. In Bruchteilen von Sekunden errechnet dann das Gerät den „Feuerwinkel" und löst die Waffen aus. Es ist bereits in Hubschraubern des Typs AH-56 A erprobt worden.

Mehr als 2000 Flugzeuge

Die französische Luftwaffe verfügt zur Zeit über mehr als 2 000 Flugzeuge, die auf etwa 30 Flugplätze verteilt sind. Zu diesen Flugzeugen gehören 800 Kampf- oder Bombenflugzeuge, darunter 300 Mirage III und Mirale V, 300 Transportflugzeuge bzw. Transporthubschrauber, 650 Schulflugzeuge, darunter über 300 vom Typ Fouga-Magister.

Funkferngesteuerter Lader

Die Schopf Maschinenbau GmbH in Stuttgart hat einen Schaufellader entwickelt, der über Funk ferngesteuert wird. Das Gerät ist für Lade-, Transport- und Aufräumungsarbeiten in strahlengefährdeten Räumen vorgesehen. Als Antriebsquellen dienen ein 100-PS-Motor, der die Räder des Laders antreibt sowie ein weiterer 70-PS-Motor für die Hydraulik. Die Schaufel des Laders faßt 2,5 m^3. Der Aktionsradius der Funk-Fernsteuerung beträgt mindestens 1000 m. Die Fernsteuerung des Laders kann auch von einem Hubschrauber aus erfolgen.



Mikroskop Amplival Pol D

Das Mikroskop Amplival Pol-D, ein Erzeugnis des VEB Carl Zeiss Jena, ist ein Arbeits- und Forschungspolarisationsmikroskop für Durchlicht und besonders den Aufgaben der Petrographie, Kristallographie, Chemie, Biologie und Medizin angepaßt. Es ermöglicht qualitative und quantitative Untersuchungen im Hellfeld, Phasenkontrast, Interferenzkontrast und Grenzdunkelfeld. Ein neuartiger Abbildungsstrahlengang erleichtert die exakte Mineralbestimmung.

U-Jäger für Portugal

Die westdeutsche Werft Blohm & Voß in Hamburg baut für die portugiesische Marine drei U-Jagd-Korvetten mit je 1 400 ts Wasserverdrängung. Die von Dieselmotoren angetriebenen Schiffe sollen 1970 fertiggestellt werden.

Bonn forciert Plutonium-Technologie

Die westdeutsche Firma Alkem hat bedeutende finanzielle Zuschüsse erhalten, um Forschungs- und Entwicklungsarbeiten auf dem Gebiet der Plutonium-Technologie forciert weiterführen zu können. Die Firma soll in einem mehrjährigen Programm die Grundlagen für eine wirtschaftliche Technologie des Plutoniums schaffen und sie – im Rahmen des Bonner Kernwaffenstrebens – bis zur industriellen Reife weiterentwickeln.

Neuer Stützpunkt

Die westdeutsche Kriegsmarine übernahm 1968 ihren bisher größten Stützpunkt im Vorhafen der IV. Einfahrt in Wilhelmshaven. Die beiden

1 200 m langen Molen umschließen eine Wasserfläche von 93 ha Größe. Insgesamt stehen 5 000 m Liegeplätze zur Verfügung. Innerhalb dieses Stützpunktes befindet sich auch das Zentrum für elektronische Datenverarbeitung des Kommandos der Marineführungssysteme, das die mit Lenkwaffen ausgerüsteten Einheiten der Marine leiten soll.

VTOL-Versuchsflugzeug

Von der amerikanischen Firma Ryan wurde das VTOL-Versuchsflugzeug Ryan XV-5 B „Vertifan" fertiggestellt. Nachdem das erste Muster im Oktober 1966 abgestürzt war, konnten die Flugversuche am 24. Juni 1968 wieder aufgenommen werden. Das Flugzeug erreicht eine Höchstgeschwindigkeit mit Strahlantrieb von 844 km/h, mit Gebläseantrieb 165 km/h. Es kann hubstrahlgestützt rückwärts mit 40 km/h und seitwärts mit 53 km/h fliegen.

Beobachtungsplattform Nord 510

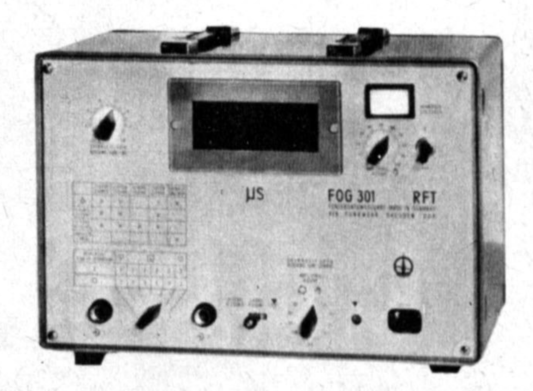
In die französische Armee soll in nächster Zeit die fliegende Beobachtungsplattform Nord 510 eingeführt werden. Diese Plattform wird auf einem Lastkraftwagen transportiert und kann verschiedene Geräte mit sich führen. In der Luft wird sie durch zwei am Fahrzeug befestigte Kabel gehalten. Die Beobachtungsplattform wird durch Ruderflächen gelenkt, die sich im Propellerstrahl befinden.

Erkennungsnummer am Zahn

Um die Besatzungen der westdeutschen Luftwaffe nach einem Absturz sicherer identifizieren zu können, will Militärarzt Dr. Golditz vom Flugmedizinischen Institut Fürstenfeldbruck künftig Zahnprotesen bzw. das Gebiß von Angehörigen des fliegenden Personals mit einer eingravierten Nummer versehen. Die Markierung soll aus einer nur 0,8 mm großen Ziffer bestehen.

Fehlerortungsgerät FOG 301

Das Fehlerortungsgerät FOG 301 der VVB RFT Nachrichten- und Meßtechnik ist ein spezielles Gerät für die Ortung intermittierender Fehler an Starkstromkabeln, d. h. solcher Fehler, die man nur beim Anlegen einer Betriebs- oder Prüfspannung durch einen Überschlag erkennt. Bisher versuchte man diese Fehler durch Abhören der Trasse mittels Körperschallmikrofon zu finden, wofür Tage oder gar Wochen an Zeit aufgewendet werden mußten. Mit Hilfe des FOG 301 sind auch schwierige Fehler innerhalb weniger Minuten auf etwa 20 bis 30 m genau

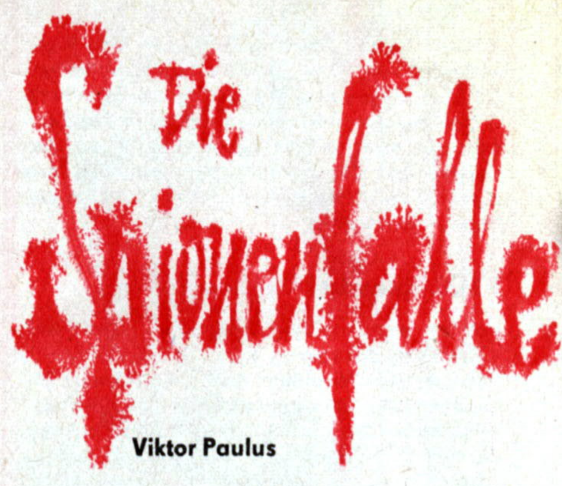


zu messen. Das Körperschallmikrofon wird nur noch zur punktgenauen Nachortung innerhalb dieser kurzen Strecke benötigt.

Laser-Mikrospektral-Analysator LMA 1

Ein Spitzenerzeugnis des VEB Carl Zeiss Jena ist der Laser-Mikrospektral-Analysator LMA 1, der auf den Gebieten der Mineralogie, der Metallographie –, der Silikattechnik, der Archäologie, der Biologie, der Medizin und der Kriminaltechnik eingesetzt werden kann. Er dient der Analyse leitender, nichtleitender, kristalliner und amorpher Festkörper bei einem Durchmesser des Analysenobjektes von 10 bis 250 m in natürlichem und polarisiertem Licht, im Hellfeld, Auf- und Durchlicht. Der Nachweis von 60 verschiedenen chemischen Elementen ist möglich, wobei der Probensubstanzverbrauch im Mittel lediglich 1 g beträgt.





Am Oxford Place in Tompkinsville auf Staten Island in New York. Das Haus mit der Nummer einhundertdreiundzwanzig. Eine laue Juninacht im Jahre 1943. In einer Ecke des Platzes steht ein Privatwagen Marke Chevrolet. In ihm sitzen drei Männer. Einer von ihnen, der mit dem hellgrauen Velourhut, macht die Tür auf, steigt aus, steht jetzt neben dem Wagen, dehnt sich, brennt sich eine Zigarette an und reißt gähnend den Mund auf. Er hat Langeweile, und so macht er sich auf einen kurzen Rundgang um den Platz. Zweimal noch in dieser Nacht erfolgt eine Ablösung. Die dritte „Schicht" endlich kann handeln. Ihr Mann zeigt sich um sieben Uhr fünfzehn. Ein hagerer Mann mit Brille, ein Durchschnittsamerikaner, völlig unscheinbar, verläßt das Mietshaus mit der Nummer einhundertdreiundzwanzig und geht zu Fuß durch die Straßen in Richtung Hafen.

Zwei Männer folgen ihm. Ein dritter fährt als Reserve mit dem Wagen hinterher. Sie lassen den beschatteten Mann nicht aus den Augen, das kostet ihnen auch nicht viel Mühe. Er geht wie jeder andere auch, schlägt keine Haken und versucht auch nicht, die Männer von seiner Spur abzuschütteln. Dieser einfache Mann hat offenbar nicht die geringste Ahnung davon, daß er von Agenten des FBI verfolgt wird und sie bereits seinen Decknamen wissen: Fred Lewis.

Er betritt eine Hafenschenke. Die beiden folgen ihm. Sie setzen sich an die Bar. Ihr Mann verschwindet jedoch in der Küche. Sie hegen bereits die Befürchtung, sich dem Schankwirt gegenüber ausweisen zu müssen, um dem beschatteten Mann folgen zu können, da erscheint er wieder auf der Bildfläche. Er trägt jetzt einen Arbeitsanzug, hat einen Besen in der Hand und beginnt den Fußboden zu fegen. Diese Hafenkneipe ist nicht sehr ansehnlich. Sie ist weder sauber noch einladend. Dafür geht es in ihr laut zu. Hafen- und Dockarbeiter sind die Gäste, hier und dort sitzt ein Soldat, und viele Matrosen sind anwesend. Schon früh um acht. Die Dockarbeiter unterhalten sich über die Schiffe, an denen sie gerade arbeiten, und die Soldaten tun sich auch wichtig, ist es doch Krieg, in dem sie die erste Geige spielen. Und die Matrosen? Sie tragen seit jeher gern auf, und in der Zeit der Blockade, wo jede Fahrt zu einem gefährlichen Abenteuer wird, tun sie es doppelt stark.

Fred Lewis hantiert mit seinem Besen zwischen den Tischen herum und lauscht. Dann reibt er die Marmortischchen mit einem feuchten Lappen ab und spitzt wieder die Ohren. Dieser unauffällige Mann mit den blauen Augen und dem

schütteren Blondhaar ist schweigsam wie eine Sphinx, doch entgeht ihm nicht die geringste Bemerkung über Schiffsladungen, über Schiffsbewegungen und über die Daten, wann sie anlandeten und wann sie wieder in See stechen. Er läßt sich mit den Gästen nur selten auf ein Gespräch ein. Und tut er das, ist er höflich und zuvorkommend; er weiß sich im richtigen Augenblick zu wundern, auch geziemend zu bewundern und stellt hin und wieder auch eine Frage. Weil Fred Lewis ein Spion ist. Die Agenten des FBI, die ihn schon sechzehn Tage lang verfolgen, wissen das, lassen ihn jedoch vorläufig gewähren, da sie auch seine Komplicen dingfest machen wollen. Sie warten nur auf das Signal ihres Chefs, um Fred Lewis einzuladen, ihren Wagen zu besteigen. Und das wird für den fünfundfünfzigjährigen Agenten der nazistischen Abwehr das Ende bedeuten. Vorläufig aber lassen sie ihn noch den Fußboden fegen, vorläufig bestellen sie sich noch Kaffee mit Sahne und tun so, als sei nichts geschehen.

Den Mitarbeitern des amerikanischen FBI kostete es fast anderthalb Jahre lang Mühe, zum Ziel zu kommen. Der Fall Fred Lewis wurde dann in der Geschichte der Geheimdienste zu einem einmaligen Beispiel für eine weitere mögliche Methode, Spionen eine Falle zu stellen. Der Weg der Agenten des FBI bis zu dem Haus am Oxford Place auf Staten Island war keineswegs so mit der berüchtigten Romantik schlechter Spionagereißer beladen.

Es begann ganz einfach. Die Vereinigten Staaten entschlossen sich nach dem Überfall der Japaner auf Pearl Harbour und nach gewissen Erfahrungen mit Nazispionen, die der Chef der deutschen Abwehr, Admiral Canaris, über den Ozean geschickt hatte, zur Einführung der Zensur, damit es die feindlichen Agenten nicht so leicht hatten mit der Weitergabe ihrer Informationen. Und die Zensoren auf dem Territorium der Vereinigten Staaten, auf den Bermudas und anderswo schrieben dann ein besonderes Kapitel in der Geschichte der Spionageabwehr im zweiten Weltkrieg. Und das ist kein bedeutungsloses Kapitel.

Der Briefumschlag trug einen rot-weiß-blauen Rand, in einem Rahmen die gedruckten Worte „Air mail – par avion“ und eine Adresse in Portugal, die der Beamte des Zensurdienstes im Katalog der Deckadressen und Namen verdächtiger Personen als einen Empfänger ermittelte, der in diesem Verzeichnis als Mittelsmann für den Empfang von Postsendungen für die nazistische Abwehr angeführt war. Der Zensor registrierte den Brief und leitete ihn weiter an das Speziallabor des FBI. Dort hatte man mit solchen Fällen bereits seine Erfahrungen. Hinter einem unverfänglichen Text kamen üblicherweise wertvolle Informationen zum Vorschein. Der Laborant versuchte es mit der üblichen Methode. Unmittelbar nachdem er die Rückseite des Papiers mit einem Schwamm angefeuchtet hatte, der mit einer Reagenzlösung getränkt war, trat zwischen den Zeilen des unverfänglichen Schreibens eine bislang unsichtbare Schrift hervor. Der Geheimagent teilte seinen deutschen Brotherren Angaben über Schiffe mit, die im New Yorker Hafen zu Konvois zusammengestellt wurden, informierte sie über die Ladungen der Schiffe und setzte sie davon in Kenntnis, wann der jeweilige Konvoi auslaufen sollte. Er schrieb deutsch, und es war daher sonnenklar, um wen es sich handelte und wem der unbekannte Spion diente.

Die sichtbare Schrift war mit Maschine geschrieben, die Geheiminformationen jedoch waren mit der Hand und mit unsichtbarer Tinte nachgetragen worden. Die Anschrift in Portugal war die einzige und in diesem Falle völlig unzureichende Spur. Und so nahm sich dieses verdächtigen Briefes ein Team von Abwehrfachleuten an. Es waren eher wissenschaftliche Mitarbeiter als Detektive, die sich auf die Entlarvung von Spionen spezialisiert hatten. Aber auch diese Männer konnten nicht viel ermitteln. Der Brief war auf einer alten dreireihigen Reiseschreibmaschine Marke Underwood geschrieben, wie sie in den Vereinigten Staaten zu Tausenden in Gebrauch waren. Mitarbeiter des FBI suchten mit Schriftproben zwar eine Vielzahl von öffentlichen Schreibstuben auf und besahen sich alte Underwood-Maschinen, wo sie nur welche entdecken konnten, aber alles ohne Erfolg. Diese Spur führte nicht zum Ziel. Die zweite auch nicht. Es dauerte keine vierzehn Tage und der Zensor hielt einen weiteren verdächtigen Brief mit der gleichen Anschrift in Portugal zurück. Es folgte die gleiche Prozedur; Chemikalien zauberten zwischen den Schreibmaschinenzeilen erneut Geheiminformationen hervor. Aber die FBI-Leute, die diesem gefährlichen Spion hinterher waren, kamen auch mit dieser Entdeckung keinen Schritt weiter. ▶



Ganze Stäbe von Fachleuten befaßten sich mit dem Öffnen von Briefen und dem Studium der vorliegenden Texte. Nicht einmal Briefe mit den Namen prominentester politischer Persönlichkeiten entgingen den Eingriffen der Zensoren, weil die amerikanischen Experten wußten, daß sich eine Geheimdienstorganisation Umschläge und Papier mit dem Briefkopf meinetwegen des Sekretariats des Präsidenten der Vereinigten Staaten leicht beschaffen konnte. Jedoch im Fall Fred Lewis war weder die Technik noch die Organisation etwas nütze. Erst ein Psychologe kam diesem gefährlichen Agenten auf die Spur. Als die Ermittlungen bereits hoffnungslos aussahen, befaßte sich ein Experte der Spionageabwehr erneut mit dem Text der Schreiben. Er ließ diesmal jedoch die mit unsichtbarer Tinte zwischen die Zeilen geschriebenen Geheiminformationen außer acht und untersuchte den mit Maschine geschriebenen sichtbaren offiziellen Text. Er sagte sich nämlich, daß er aus dem Text der beiden Schreiben, die er vor sich liegen hatte, vielleicht etwas – und mochte es noch so wenig sein – über den Autor der Briefe herausfinden könnte.

Es waren erfundene Texte, das war klar. Wenigstens ihrer Gesamtaussage entsprechend. Aber besaß dieser Nazispion soviel Kombinationsgabe und literarische Fähigkeiten, um im Text, den er aus begreiflichen Gründen für völlig bedeutungslos ansah, die Regeln der Konspiration einzuhalten und alles von A bis Z zu ersinnen? Konnten nicht gerade hier wertvolle Angaben über die Person des Briefschreibers verborgen sein? Sich persönlich gehaltene Schreiben auszudenken, ist nicht leicht, sollen sie einen logischen Ausklang haben. Der Spion konnte bequem sein, er brauchte keine übermäßige Phantasie zu haben. So konnte er den FBI auf seine Spur führen. Und er tat es auch. Der Psychologe des FBI stellte eine komplizierte Analyse an. Innerhalb kurzer Zeit hatte er Daten auf dem Tisch, die wahrheitsgetreu sein konnten, es aber nicht zu sein brauchten. Auf jeden Fall aber waren sie eine hoffnungsvolle Spur. Aus dem Text der beiden Briefe stellte er fest, daß ihr Autor verheiratet war, daß er in einem eigenen Häuschen mit Garten wohnte, daß er einen Hund besaß, der vor kurzem an Staupe erkrankt war, daß er täglich zwischen sieben und acht Uhr zur Arbeit ging und eine Brille trug, deretwegen er beim Optiker war, der die Gläser ausgewechselt hatte. Und daß er Leiter einer Luftschutzgruppe war.



Als die Zensur weitere Briefe auffing, konnte der Psychologe sein Mosaik von dem unbekannten Spion vervollständigen. Der Garten war offenbar kein Gärtchen, sondern eine ziemlich große Fläche mit gepflegten Bäumen und Blumenbeeten, und der Besitzer dieser Liegenschaft wirtschaftete schlecht, da er verschuldet war und die Hypotheken fällig wurden. Am liebsten wollte er eine Hühnerfarm errichten und sich geruhsam der Zucht von Leghorn-Hühnern widmen.

Besitzer von Häusern mit Garten gibt es in Amerika Millionen, und die Männer, die täglich zwischen sieben und acht Uhr zur Arbeit gehen, sind Legion. Eine Hypothek oder der Traum von einer Hühnerfarm sind auch kein Merkmal, an Hand dessen sich überhaupt etwas ermitteln ließ. Und Leiter von Luftschutzgruppen gab es in New York über achtundneunzigtausend. Die Monate flogen dahin, der Kreis der verdächtigen Personen wurde theoretisch zwar enger, aber die ganze Untersuchung führte praktisch zu nichts. Bis Mitte April der zwölfte Brief eintraf. Der Psychologe entdeckte darin in einem logischen Zusammenhang einen anscheinend harmlosen Satz: „Bei uns ist es ziemlich warm. Die Bäume schlagen bereits aus. *Der Frühling hier erinnert mich jedesmal an jene wunderschöne Woche, die wir gemeinsam am Strand von Estorial verlebt haben.*"

Estorial ist eine Stadt mit Badestrand unweit von Lissabon. Der unbekannte Mann schrieb an eine Adresse in Lissabon. Da der FBI genau wußte, daß Canaris' Spione, geschult in der Hamburger Pension „Klopstock", in ihrer Mehrzahl über Lissabon, wo die Abwehr gewissermaßen eine Abfertigungsstelle eingerichtet hatte, in die Welt gingen, ergab sich, daß der unbekannte Agent, der sich mit Fred Lewis unterschrieb, in den letzten drei Jahren in die USA eingereist sein mußte, weil diese Agentenschule erst etwa drei Jahre bestand. Allen war klar, daß er in Wirklichkeit nicht Fred Lewis hieß, daß sein Reisepaß und die übrigen Einwanderungspapiere auf einen anderen Namen ausgestellt waren. Aber auf jeden Fall mußten sie seine Unterschrift tragen. Ohne Rücksicht auf den Namen mußte es seine eigenhändige Unterschrift sein. Es ist unmöglich, seine eigene Handschrift zu ändern. Er hätte seinerzeit auch gar keinen Grund dazu,

sich darum zu bemühen. Ebenso brauchte er sie nicht zu verstellen, wenn er seine Informationen mit unsichtbarer Tinte schrieb; er zeichnete sie mit seinem Decknamen ab und schickte sie an die Deckadresse in Europa.

Jeder, der an den Küsten der Neuen Welt an Land geht oder auf amerikanischem Boden ein Flugzeug verläßt, muß eine Zollerklärung ausfüllen und sie eigenhändig unterschreiben. In den Jahren 1941 bis 1943 mußten Millionen von ausgefüllten Formularen zusammengekommen sein. Aber nicht alle Einwanderer in die Vereinigten Staaten kamen aus Portugal. Und aus Lissabon selbst waren es bestimmt nicht viele. Im Labor des FBI ging man wieder an die Arbeit. Die Fachleute dort stellten eine vereinfachte Charakteristik der Schrift des unbekannten Spions her, und Graphologen machten auf typische Eigenheiten aufmerksam. Agenten des FBI machten sich erneut auf die Spur. Sie wußten zwar nicht, wie der Spion aussah, kannten weder seinen richtigen Namen noch wußten sie, wo er wohnte oder mit wem er verkehrte, ja sie kannten nicht einmal seine Nationalität, aber sie wußten, daß sein kleines „e" eine auffällig enge Schleife hatte und sein großes „L" in der Unterschrift Lewis mit einer individualtypischen und ungewöhnlichen Spirale ansetzte.

Es war eine mühselige Arbeit. Gegen fünftausend Erklärungen mußten überprüft werden. Als die FBI-Beamten schon fast die Hoffnung aufgaben, als sie ihrer vergeblichen Mühe wegen im New Yorker Zollamt schon verlacht wurden, kamen sie dann doch zum Ziel.

Am neunten Juni um neun Uhr abends hatten sie das Formular in Händen, das das richtige sein konnte. Die Unterschrift darauf erinnerte an die typischen Züge der Handschrift des Spions. Sie machten sich an die Arbeit, fotografierten, vergrößerten, verglichen. Die Schrift des Einwanderers Ernest F. Lehmitz stimmte überein mit den Schriftzügen des Naziagenten Fred Lewis.

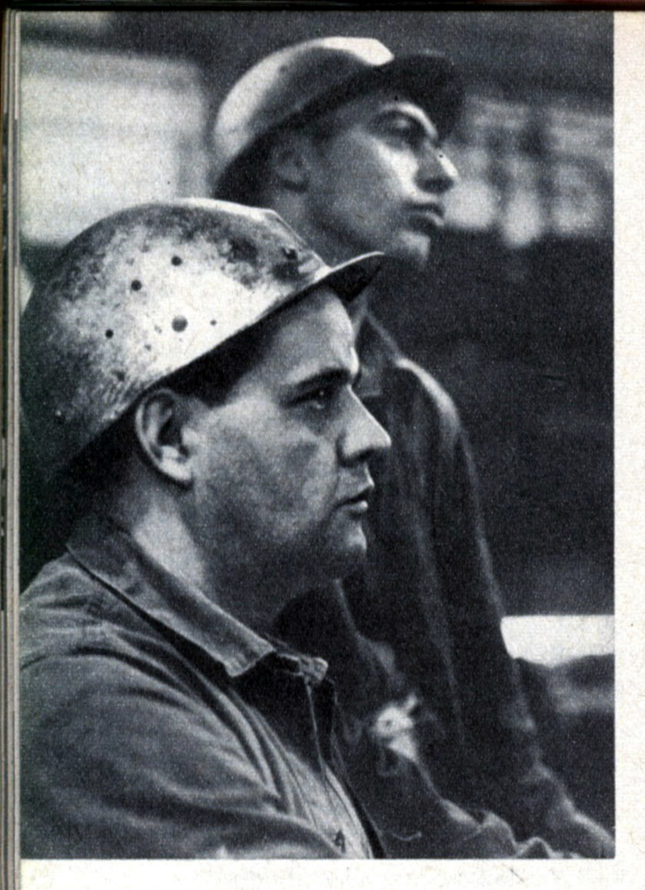
Noch in der gleichen Nacht erhielt die Washingtoner Zentrale des FBI die Nachricht, daß der gesuchte Agent Ernest F. Lehmitz heiße und im Haus Nummer einhundertdreiundzwanzig am Oxford Place auf Staten Island wohne. Der gesuchte Canaris-Agent war nämlich tatsächlich Leiter einer Luftschutzgruppe, und sein Name war mit voller Anschrift im Verzeichnis der Funktionäre dieser Organisation angeführt. Und so erschienen noch in der gleichen Nacht Polizeibeamte in Zivil vor den Fenstern der Lehmitzschen Wohnung, warteten den Morgen ab, bis Lehmitz das Haus verließ, machten Aufnahmen von dem Mann mit Brille und schütterem Haar und ließen ihn dann nicht mehr aus den Augen. Ganze sechzehn Tage und Nächte hingen sie ihm an den Fersen. Und sie erfuhren alles über ihn. Oder fast alles.

Ernest F. Lehmitz war schon einmal nach dem ersten Weltkrieg unter anderem Namen in die Vereinigten Staaten eingewandert. Er arbeitete dann beim deutschen Konsulat. Er lebte wie andere Menschen auch und war durch nichts auffällig. Vielleicht bis auf den Umstand, daß er öfter nach Deutschland fuhr. Er gab zu, bei einem seiner Aufenthalte in der deutschen Heimat im Jahre 1938 zum Eintritt in den Geheimdienst aufgefordert worden zu sein. Er konnte nicht ablehnen. Und so besuchte er die Agentenschule.

Er eignete sich die Spionagetechnik an, bekam Instruktionen und bestand die Prüfungen. Dann wußte er nicht nur, wie er wertvolle Informationen gewinnen konnte, sondern auch, wie er sie seinen Chefs zu übermitteln hatte. Im Jahre 1941 kehrte er dann über Lissabon in die Vereinigten Staaten zurück und begann mit der Arbeit. Er suchte sich jene unauffällige Beschäftigung in der besagten Hafenschenke, wo er viel erfuhr, und schrieb dann harmlose Briefe an seinen Freund in Lissabon. Am 27. Juni 1943 wurde er verhaftet. Man legte ihm Beweise vor. Ernest F. Lehmitz war geständig. Und nicht nur das. Er verschnappte sich bei einer Vernehmung, wonach ihm nichts mehr anderes übrig blieb, als auch seinen Komplicen zu verraten, der auf dem Territorium der Vereinigten Staaten operierte: Erwin Harry de Spretter. Dieser galt in seinem Wohnort als geachteter und gutsituierter Bürger, und niemand, nicht einmal seine Gattin, ahnte, daß er ein Agent der Canarisschen Abwehr war. Spretter wurde verhaftet und vor Gericht gestellt. Ernest F. Lehmitz, dieser dienstbeflissene und freundliche Hausgeist der Hafenkneipe wanderte für dreizehn Jahre in die Kühle einer Gefängniszelle. Admiral Canaris mußte in seiner Kartei wieder zwei Spione streichen.

Illustrationen:
Karl Fischer







BURG

Als „Burg bei Magdeburg" wird die 1000jährige Kreisstadt bei der Post geführt, als „Burg an der Ihle" ging es dagegen in die schöne Literatur ein. Scharf wie Salzsäure allerdings war der Spott, den da einst der Provisor der Burger Adler-Apotheke Theodor Fontane über die Stadtherren und -väter vergoß. Nach dem Verkauf des Gildehauses und dessen Umbau zu einem Hotel hatte der Roland von Burg seinen angestammten Platz verloren. Niemand wollte den ehrwürdigen Riesen haben, und so ging man kurzerhand daran, ihn zu zerschlagen und zu vermauern. Wie ein Wunder blieb der obere Teil erhalten. Der ohnehin über die Spießigkeit seines Apotheker-Chefs erzürnte Fontane aber schrieb:

„Zitternd sprach ich:
Lieber, langer, großer Geist,
weißt du nicht, daß große Geister
jeder Burger von sich weist?"

Viel Wasser ist inzwischen die Ihle hinuntergeflossen, und die Burger Arbeiterklasse hat sich andere Zeilen verdient. 1894 zum Beispiel lehrten die Burger Schuhfabrikarbeiter den Burger Großbürgern in einem mehrmonatigen Streik das Fürchten. Danach wollten einige Arbeiter mit geliehenen Maschinen und einer Genossenschaftsfabrik das neue Leben erringen. Aber schon im Frühjahr 1895 brannten die Produktionsräume eines Nachts ab, und die Polizei, ja die Polizei konnte die Brandstifter natürlich niemals ermitteln. Was wunder, daß sich auch in Burg mehr und mehr Arbeiter dem großen Geist des Karl Marx zuwandten, der bereits bewiesen hatte, daß erst der alte Staat zerschlagen werden müsse.

Und brachten die Arbeiter Burgs in ihrem Kampf nicht selbst große Geister hervor? Da waren die mutigen Kämpfer des Roten Frontkämpferbundes, und in ihren Reihen Hermann Matern, heute Mitglied des Politbüros unserer Arbeiterpartei. Da brachten andere, als der Faschismus hereingebrochen war, auf einem Schornstein eine rote Fahne an und entfernten beim Abstieg die Steigeisen. Die Fahne fiel erst, als der Schornstein gesprengt wurde. Er stand übrigens auf dem Gelände des heutigen Walzwerkes. Ironie und Logik der Geschichte zugleich, daß hier der Geist des großen Trierer Sohns Karl Marx böse Trierer Geister verjagte. Hatte das Walzwerk doch einst dem Trierer Walzwerkkonzern gehört.

Was sage ich? Dieses Walzwerk? Das ist doch heute ein völlig neues Walzwerk. Jenes der Trierer Kapitalisten hatte Panzerplatten produziert und war deshalb demontiert worden. 1949 begannen die Arbeiter den Neuaufbau. Die Maschinen suchten sie sich aus den Trümmern anderer Werke hervor. So waren die 450 Tonnen Produktion im Gründungsjahr der Republik eine große Tat. Im 20. Jahr der DDR beträgt die Produktion indes 70 000 Tonnen und nicht nur einfache Handelsstähle etwa für Blechbehälter, Ofenrohre und Schippen, sondern hochlegierte Edelstähle zum Beispiel für den Werkzeugbau, für medizinische Instrumente, für Schnellarbeitsstähle. 1949 war von den alten Ingenieuren niemand mehr dageblieben; heute sind bei Wochenendschulungen der leitenden Kader sogar kulturelle Aussprachen zum Beispiel mit bildenden Künstlern obligatorisch. An der Stelle der einstigen „Knochenmühle" derer aus Trier steht heute ein modernes Werk mit 75,6 Prozent Facharbeitern. Unter den ersten Arbeitern 1949 waren nicht wenige Bäcker und Schuhmacher; heute werden unter anderem Facharbeiter für die elektronische Datenverarbeitung ausgebildet. Und laut „Volkswirtschafts- und Haushaltsplan der Stadt Burg" wird der Betrieb „durch den Bau eines Kaltwalzwerkes weiter entwickelt".

Ja, das Walzwerk wird mehr und mehr zum strukturbestimmenden Werk in Burg, und seine Entwicklung war und ist auch Voraussetzung dafür, daß andere Burger Betriebe vielleicht bekannter sind. Aus dem VEB Maschinenbau kommen Obstschäl-, Brauerei- und Geschirrspülmaschinen. Der VEB „Roter Stern" ist der größte Produzent von Damenschuhen in der DDR. Und vielleicht hält so manche Frau oder Mutter immer Knäckebrot aus Burg in einer Anbauküche Modell „Burg" für den Fall auf Lager, daß der Mann oder Sohn auf Urlaub

DDR

UNSER VATERLAND

kommt, gekleidet in eine Uniform der Volksarmee aus den Burger Bekleidungswerken. Vielleicht aber dient er sogar selbst in Burg. Dann kann er auch erzählen, daß im Traditionszimmer seines Truppenteils zum Beispiel der Kampfweg der benachbarten sowjetischen Gardeeinheit von Tula über Charkow nach Berlin aufgezeichnet ist, übrigens nur ein Beispiel für die vielfältigen Kontakte zwischen der deutschen und sowjetischen Garnison. Eine der Traditionen der Waffenbrüderschaft führt übrigens sogar in das Jahr 1812 zurück. Nahe Burg, bei Möckern, führten seinerzeit deutsche und russische Soldaten das erste gemeinsame erfolgreiche Gefecht gegen Napoleon.

Ja, die Kreisstadt an Eisen- und Autobahn und Wasserweg, die mit ihren zahlreichen engen Gassen so gar nicht das übliche Bild einer Industriestadt abgibt, hat heute andere Zeilen als die aus der Feder Theodor Fontanes verdient. Aber vielleicht werden sie schon geschrieben und vorgetragen während der Parkfestspiele. Seit 1960 finden sie alljährlich statt und sind speziell dem künstlerischen Laienschaffen vorbehalten. *— th*



Anekdoten

Als ein amerikanischer Senator kürzlich in Vietnam weilte, ging er in Begleitung des Oberkommandierenden durch die Straßen von Saigon. Plötzlich kam eine Kompanie vietnamesischer Soldaten direkt auf sie zumarschiert. „Sind das unsere Leute oder sind das Kommunisten?" fragte der Senator, ob des wenig militärischen Anblicks der Truppe ein wenig unsicher.

„Das werden wir gleich sehen!" entgegnete zerstreut der General. „Wenn sie mich grüßen, sind es unsere Leute!"



Ein hoher Beamter des Pentagon hält sich in Japan auf. Man zeigt ihm eines Tages den Fudschijama-Vulkan. Nachdem er ins Hotel zurückgekommen war, fragte man ihn: „Welchen Eindruck haben Sie gewonnen?"

„In der Tat, der Vulkan ist enorm, aber er ist ein Nichts im Vergleich mit dem, worauf ich in Washington sitze."

Illustrationen: Horst Bartsch

Der General einer in Umrüstung befindlichen Kavallerie-Truppe erhält einen PKW als Dienstwagen. Voller Stolz läßt er sich durch die Stadt kutschieren. Aufmerksam beobachtet er eine Weile, wie sein Fahrer immer wieder schaltet. Schließlich sagt er: „Hören Sie mal, mein Lieber, achten Sie auf den Verkehr! Das Rühren im Benzin werde ich übernehmen. Bin ja schließlich kein Unmensch!"



Der alte Oberst Osborne, Junggeselle und Ruheständler zu Shirley in der südenglischen Grafschaft Hampshire, suchte einen Burschen. Er hatte im Lokalblatt danach inseriert – nun stand ein Bewerber vor ihm, ein waschechter Irländer, ehemaliger Kavallerist, mit schönen roten Haarbüscheln über den Ohren. „Was ich suche", sprach der Oberst und tippte sich mit der Reitgerte auf die Stiefelspitze, „ist ein vielseitig brauchbarer, nützlicher Mann – der kochen kann, chauffieren, die beiden Reitpferde striegeln, Haus und Wohnung sauberhalten, Schuhe und Fenster putzen, die Hühner füttern, die Kuh melken – der sich den ganzen Tag um mich persönlich kümmert und schließlich auch ein bißchen vom Anstreichen und Tapetenkleben versteht. Das wäre so das Wichtigste ..."
„Verzeihung, Herr Oberst", warf der Ire ein, „was für eine Art Erdboden haben Sie hier?" „Erdboden?" fragte verblüfft der Oberst und wurde einen Schein röter im Gesicht, „was hat das mit Ihrem künftigen Aufgabengebiet zu tun?"
„Nun, ich meine nur so", war die Antwort, „wenn es Lehmboden wäre, dann könnte ich ja in meiner freien Zeit auch noch Ziegel streichen und brennen ..."



Leutnant von Zitzewitz erklärt im Unterricht über die Sterilisation militärärztlicher Instrumente im Notfall: „Das Wasser kocht normalerweise bei 90 Grad.
Da meldet sich ein Zuhörer: „Verzeihung, Herr Leutnant – aber ... bei normalem Luftdruck kocht das Wasser erst bei hundert Grad!"
„Falsch!" donnert von Zitzewitz, „bei neunzig – so steht's in der Vorschrift!"
Am nächsten Unterrichtstag aber korrigiert er sich: „Sie da, Gefreiter – Sie hatten recht, das Wasser kocht erst bei hundert Grad. Ich hab's mit dem rechten Winkel verwechselt ..."



Traktorist Krause, der seinen Dienst bei der NVA absolvierte, erhielt unerwartet Sonderurlaub. Da der Zug erst gegen 23 Uhr einlief, erschien er zu nächtlicher Stunde daheim. Seine Frau aber staunte: „So spät? Du hast dich immer noch nicht geändert!"

Der Leutnant sagt zu den Rekruten, daß sie vor dem Feind niemals den Kopf verlieren dürfen und fragt: „Warum wohl?"
Ein Rekrut: „Weil man, wenn man den Kopf verliert, nicht mehr den Helm aufsetzen kann ..."



Ein Tiroler Landesschütze stürzte von einer steilen Felswand fast vier Meter tief auf eine Felsplatte. Als die Sanitätssoldaten herbeieilten, fanden sie ihn in tiefer Ohnmacht. Sie setzten ihm die Feldflasche an den Mund, worauf der Landesschütze erwachte. Er sah die Sanitäter der Reihe nach an und sagte dann mit schwacher Stimme: „Ah Wasser! Sagts, Leut'ln, wia tief muaß man denn ei'ntli abifall'n, bis daß man an Schnaps kriagt?"



Auf einer Treibjagd passierte Rittmeister von Donnersmark das Mißgeschick, daß er einen Treiber anschoß. Natürlich war ihm das peinlich. „Selbstverständlich werde ich Ihnen alle entstehenden Kosten einschließlich ärztliche Behandlung vergüten", versicherte er. „Und was bekommen Sie als Schmerzensgeld?" Darauf der angeschossene Treiber: „Ja, wenn adlige Offiziere teilnehmen, kriege ich immer fünfhundert Mark!"



Die BERÜHMTE Division

Bild und Text: Oberstleutnant Horst Zühlsdorf



Seit fünfzig Jahren marschieren Einheiten, deren Geschichte heute zu den Traditionen der Tamaner-Gardeschützendivision gehört, bei den Moskauer Paraden unmittelbar nach den Formationen der Militärakademien und Offiziersschulen über den Roten Platz. Der Name der Division ist weit über die Grenzen des Sowjetlandes hinaus bekannt geworden. Berühmt wurde sie in den Kämpfen des Großen Vaterländischen Krieges, vor allem durch die Befreiung des Tamaner Gebietes im Jahre 1943, der sie ihren Ehrennamen verdankt.

Die Halbinsel Taman ragt, Kertsch gegenüberliegend, weit in das Schwarze Meer hinein. Heute ist sie ein beliebtes Urlaubsziel; vor reichlich fünfundzwanzig Jahren jedoch tobte dort eine erbitterte Schlacht, von der u. a. folgende Episode überliefert ist:

Soldaten der 2. Gardeschützendivision, unter ihnen die Gruppe des Gardeunteroffiziers Iossif Laar, stürmten die feindlichen Stellungen. Doch je weiter die Sowjetsoldaten vorankamen, desto hartnäckiger wurde der Widerstand der Faschisten. Rechts von Laar ging ein T-34 in Flammen auf; gleich darauf geriet in unmittelbarer Nähe ein Begleitgeschütz auf eine Mine; dann drückte starkes MG-Feuer die Gardisten zu Boden. Etwa 70 Meter vor sich entdeckten sie die im Mündungsfeuer aufleuchtende Schießscharte eines Bunkers, der nun die linke Flanke der Kompanie in Schach hielt. Es mußte schleunigst etwas geschehen. Schnell verständigte sich Unteroffizier Laar mit den Genossen seiner Gruppe; dann krochen sie vorsichtig durch das taufeuchte Gras auf den Bunker zu. Knapp 20 Meter davor ließ sich der Unteroffizier in einen Granattrichter rollen. Die Soldaten gingen hinter einem zerschossenen Panzer in Deckung.

Als Laar Handgranaten gegen die Schießscharte schleuderte und das MG-Feuer sekundenlang verstummte, sprangen

die Soldaten hoch und stürmten den Bunker. Die Kompanie konnte den Angriff fortsetzen.
Bald darauf erhielt sie jedoch Feuer aus einem weiteren Bunker. Wieder mußte die auseinandergezogene Schützenkette zu Boden.
Das gegnerische Maschinengewehr bestrich einen großen Raum und gefährdete das ganze Bataillon. Auch diesmal entdeckte Iossif Laar vor dem Bunker einen Granattrichter. Sollte sich das Manöver von vorhin nicht wiederholen lassen? Wieder kroch er los, brachte Meter um Meter hinter sich. Doch nun bellten noch weitere Maschinenwaffen des Gegners los, trennten den Unteroffizier von seinen Genossen, überschütteten ihn mit einem Feuerhagel. Als er 30 Meter vor dem Bunker schließlich Deckung fand, glaubte er an ein Wunder.
Die Strahlen der aufgehenden Sonne fielen jetzt direkt in die Schießscharte. Deutlich konnte Laar den MG-Lauf sehen, aus dem Feuerstoß auf Feuerstoß schlug. Der Unteroffizier warf drei Handgranaten – ohne Erfolg. Er schleuderte noch zwei – ebenso erfolglos.
Die Faschisten begriffen, daß dort ein gefährlicher Gegner vor ihnen lag. Mit ihrem MG konnten sie ihn nicht erreichen, also begannen auch sie, Handgranaten zu werfen. Eine davon fiel neben dem Unteroffizier nieder, jagte ihm einen Splitter in den Leib. Als er wieder zu sich kam, preßte er seine Feldmütze auf die Wunde und kroch auf den Bunker zu. Von der Seite her langte er in die Schießscharte, ergriff den glühendheißen Lauf des Maschinengewehres und versuchte, ihn nach unten zu drücken. Das mißlang. Da warf er sich, wie vor ihm schon der Gardeschütze Matrossow, mit der Brust auf die Schießscharte. Das MG verstummte. Der Angriff der sowjetischen Gardeschützen war jetzt nicht mehr aufzuhalten.
Postum wurde Iossif Laar mit dem Titel „Held der Sowjetunion“ ausgezeichnet. Schulen und Brigaden nannten sich nach ihm. Im 15. Gardeschützenregiment, dem er angehörte, steht traditionsgemäß noch immer sein Bett und wird bei Appellen feierlich sein Name aufgerufen. ▶



Tag für Tag geht Soldat Wassili Iwankow am Bett des Helden der Sowjetunion Iossif Laar vorbei, betrachtet dessen Bild und den blumengeschmückten Nachtschrank. Sein Bett steht ganz in der Nähe. Wie ein großer Teil der anderen Soldaten stammt auch Wassili aus dem Tamaner Gebiet. Gemeinsam treten die „Neuen" jedes Jahr die weite Reise bis in die Nähe Moskaus an. Und jedes Jahr bringen sie Geschenke von den Bewohnern der Halbinsel für „ihre" Division mit.
Das starke Traditionsbewußtsein der „Tamaner" ist ohne Zweifel einer der Faktoren, die sie auch heute zu außerordentlichen Leistungen beflügeln. So nahm sich beispielsweise das 15. Gardeschützenregiment anläßlich des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution vor, zu 60 Prozent den Titel „Bester Soldat" zu erringen. Es erfüllte diese Verpflichtung und konnte selbst als „Bestes Regiment" ausgezeichnet werden.
Von sich aus beschlossen Parteimitglieder und Komsomolzen, kürzere Zeiten für die Ausbildungsnormen festzulegen als es die Dienstvorschriften fordern; und systematisch kämpfen sie darum, selbst diese Normen noch zu unterbieten. Schrittmacher dieser Bewegung ist u. a. Wassili Iwankow. In seiner Gruppe wurde beispielsweise die Rekordleistung vollbracht, eine Norm, bei der es für 12 Sekunden die Note „sehr gut" gibt, in nur 7 Sekunden zu schaffen.
Übrigens blicken inzwischen schon andere, vor allem neue Genossen, ebenso aufmerksam auf das Foto Wassili Iwankows an der Bestentafel wie er auf das Bild seines Vorbildes Iossif Laar.



Gardeschütze Wassili Iwankow (vorn rechts) ist in doppeltem Sinne ein echter „Tamaner" und bei den Genossen der Kompanie eine anerkannte Autorität.

Nicht nur die mot. Schützen, sondern auch die Soldaten der unterstellten Waffengattungen (hier Geschoßwerferbedienungen) geben sich alle Mühe, dem guten Ruf der Gardedivision gerecht zu werden.





AUS DER CHRONIK

Die eigentliche Geschichte der heutigen Tamaner Gardeschützendivision begann vor knapp dreißig Jahren. Doch zu ihren unmittelbaren Traditionen zählen auch die Kampfwege ihrer Truppenteile und Einheiten, die schon eher bestanden. So der des jetzigen 15. Gardeschützenregimentes, dessen erste Einheiten 1918 aufgestellt wurden und gegen Koltschak, Denikin und Wrangel kämpften.
Die Division entstand 1939 als 127. Schützendivision. Sie erhielt – nach dem Überfall der deutschen Faschisten – bei Smolensk ihre Feuertaufe. Hervorragend schlug sie sich in den Herbstmonaten 1941 auch bei Kursk und wurde – mit der Verleihung des Gardetitels – während dieser Zeit in 2. Gardeschützendivision umbenannt. Nach Beginn der sowjetischen Offensive im Nordkaukasus Anfang 1943 befreite die Division innerhalb von 15 Tagen 56 Städte und größere Ortschaften. Anschließend begann sie ihren legendären Kampf um die Halbinsel Taman. Es folgten die Forcierung der Meerenge von Kertsch und die Bildung eines Brückenkopfes, aus dem heraus in den Apriltagen 1944 der Kampf um die Befreiung der Krim begann. Für diesen Einsatz wurden 23 Angehörige der Division als „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet (von 33 bis Kriegsende!).
Der weitere Kampfweg führte die „Tamaner" nach Norden, wo sie sich bei der Befreiung der baltischen Republiken wiederum große Verdienste erwarben.
Nach Kriegsende wurde die Division in den Moskauer Militärbezirk verlegt und bekam zu ihrem bekannten Ehrennamen 1946 noch den Titel „Kalinin-Division".

AR-COCKTAIL

Bonn-Bonn's

„Du, obwohl Kiesinger erst die Änderung des Status quo in Europa forderte, behauptet er jetzt, Bonn wolle Europa ‚keinem Zuschnitt' unterwerfen!"
„Dabei hofft er im stillen auf einen Zuschnitt nach großdeutschem Schnittmuster!"
„Und was meinst Du dazu, Tünnes?"
„Da hat er sich geschnitten!"



Zeichnung: Arndt

●

Zum Schutz Adolph von Thaddens
kam Braunschweigs Polizei
und schlug die Demonstranten
ganz freiheitlich zu Brei.

Herr Lehnart, Niedersachsen,
Minister der SP,
sprach: Laß den Thadden reden,
der tut uns doch nicht weh!

Und gegen Argumente
fand er das Sprichwort schön:
Die Worte sind gewechselt,
nun laßt uns Thadden sehn!

●

„Du, der Schütz-Verlag in Hannover bringt ein sogenanntes ‚Politisches Lexikon' heraus!"
„Kenn' ich! Darin werden KZs als ‚artgemäße Erziehungsanstalten' und die Nürnberger Gesetze als ‚Artgesundungsnormen' bezeichnet."
„Das klingt aber sehr nach Nazis!"
„Stimmt! Zumindest art-verwandt!"

H. Lauckner



(UdSSR)

Der eiserne Strom

Sommer 1918. Ein riesiger Heerhaufe zieht durch die Kubansteppe: Bauern und Soldaten, Flüchtlinge aus Kosakensiedlungen, Greise, Frauen und Kinder, abgeschnitten von der Roten Armee, bedroht, bedrängt von Weißgardisten und konterrevolutionären Kosaken. Außer dem Feind und dem Hunger drohen Disziplinlosigkeit, Anarchie und Chaos. Es bleibt nur ein Ausweg: Umgehung der Feinde, Formierung der 30 000 Menschen zählenden Truppe auf dem Marsch. Mit diesem Plan stößt der neugewählte Kommandeur Koshuch zunächst auf Widerstand. Doch er setzt sich durch und befiehlt: Marschieren, marschieren, marschieren! Denn Warten heißt vernichtet werden durch die Truppen Denikins. So beginnt jener legendäre Feldzug, der über Hunderte von Kilometern gehen und Wochen dauern wird. Und der Strom der von Hunger und Strapazen gepeinigten Menschen wächst unter den härtesten Prüfungen in eiserner Disziplin zu einer schlagkräftigen Armee zusammen, die schließlich den Anschluß an die Rote Armee findet und dem Feind eine entscheidende Schlacht liefert. Nach dem auch bei uns erschienenen Roman von Alexander Serafimowitsch „Der eiserne Strom" schuf Regisseur Jefim Dsigan einen Farbfilm, der in einem Massenporträt die Dramatik des Kampfes und der revolutionären Veränderungen in jener Zeit erfaßt. *A. L.*



Woher kommt „Pionier"?

Pionier (franz. pionnier, verwandt mit pion = Fußgänger und pioche = Hacke) bedeutet ursprünglich nichts anderes als Fußsoldat. Manche Erklärer und Militärhistoriker leiten Pionier auch von dem italienischen Substantiv piccone (Spitzhacke, Picke) und in Verbindung damit von picconiere (Schanzgräber) oder auch von pedone (Fußgänger; lat. pes, pedis = Fuß) ab.
In den französischen Heeren wurden schon im 16. Jahrhundert pionniers als Schanzenbauer ausgebildet und verwendet. In Deutschland (Preußen) kamen Pioniere um die Mitte des 18. Jahrhunderts im „Regiment Pionniers" in Neiße beim Bau der Festung zum Einsatz, deren Anlagen Friedrich II. nach der Er-



Aufbau-Verlag Berlin u. Weimar 1968, 455 S., 8,70 Mark

Anna Seghers:

„Das Vertrauen“

Natürlich ist man neugierig, greift man nach diesem Buch, denn man hofft auf Bekannte, die man vor fast einem Jahrzehnt kennengelernt hat, damals in der „Entscheidung“: auf Robert Lohse, auf Thomas Helger, Ingenieur Riedl oder Richard Hagen, um nur einige zu nennen. Und dann gerät man in ihre Geschichten, die unsere Geschichte geworden sind, in das Jahr 1953; und in all den vielen Personen, den bekannten wie den neu hinzugetretenen, spiegelt sich die Welt, wie sie sich dem einzelnen darstellt, und bricht sich und wird unversehens die Welt überhaupt, wie wir sie sehen. Auch hier wieder ausholende Breite, eine ungemein präzise Vielschichtigkeit, die keine Oberflächlichkeit duldet, der beneidenswerte Blick auf Wesentliches und Zentrales, auf Verstand und Gefühl der Menschen, die ihr Handeln und Sinnen bestimmen. Anna Seghers führt den Leser in ein für uns kompliziertes Jahr, 1953, und sie folgt den damaligen Komplikationen zu ihren Ursprüngen. So kann man nicht unbedingt behaupten, daß Westdeutschland, die USA oder die Sowjetunion mit ins Buch rücken, jedoch in jedem Fall charakteristische Haltungen dieser Länder, individualisiert, verfeinert in den Personen, eine Politik verfolgend, die Einfluß auf unser aller Leben hatte, besonders sichtbar geworden am und vorm 17. Juni jenes Jahres. Das Buch hat viele Dimensionen, räumliche und zeitliche, es faßt historische Ereignisse und reflektiert in ihnen die Menschen und zeigt ihr Werden, ihre Empfindungen, auch ihr Scheitern, eben unser Wachsen; die leisen, oft zurückgehaltenen Zweifel der Starken werden deutlich wie die kaum ans Licht tretenden Stärken der scheinbar oder wirklich Schwachen — die Sorgen und Freuden der einen und der anderen. Thomas Helger sagt im Roman über ein Buch, das für alle Bedeutung hat: „Ja, das Buch bleibt wahrhaftig an einem hängen.“ Ohne viel Worte: hier haben wir so ein Buch, das sich vielleicht nicht sofort jedem völlig auftut, das aber bestimmt hängenbleibt und warm macht. Suchen wir Bücher, die etwas bewegen: hier ist eines.

Claus



FELDWEBEL WOLFGANG SCHEIDEL

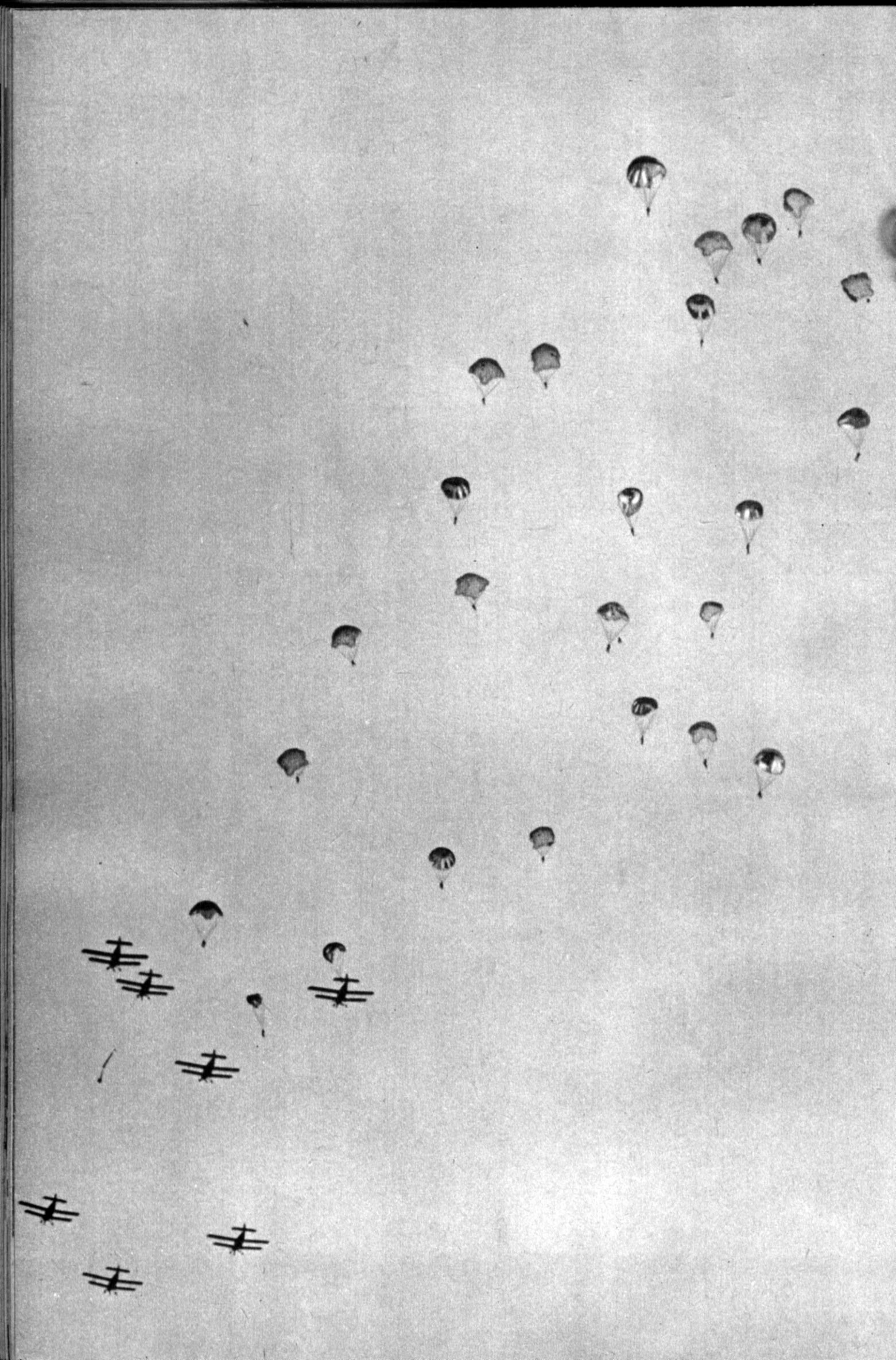
Geboren: 9. März 1943. Beruf: Maschinenschlosser. Klub: ASK Vorwärts Oberhof. Größte Erfolge: Weltmeister 1965 im Rennschlitten-Doppel mit Michael Köhler, WM-Vierter 1967 im Einzel.



So ungewöhnlich es klingt: Für Wolfgang Scheidel ist in der Saison neben dem Rennschlitten der Trabant der meiststrapazierte fahrbare Untersatz. Und das hat seinen triftigen Grund. Seine Frau ist ebenfalls wintersportlich aktiv, und um sich irgendwann zwischen den zahlreichen Wettkämpfen im heimatlichen Ilmenau zu sehen, setzt sich Wolfgang dann ans Lenkrad des „Trabant“. Karin heißt seit 1965 Scheidel. Früher war sie auf den 5-km-Langlauflisten unter dem Namen Horn zu finden. Was sie ihrem Mann voraushat, ist der DDR-Meistertitel. Dafür aber kann der heutige Oberhofer Armeesportler immerhin auf einen Weltmeisterschaftssieg zurückblicken, den er sich 1965 in Davos erkämpfte. Ansonsten hatte der hochaufgeschossene Rennschlittensportler viel Sportlerpech. Ungern denkt er an 1967 zurück, wo ihm $^{3}/_{100}$ Sekunden die WM-Bronzemedaille kosteten. Und bei den Olympischen Spielen hatte er, nach dem ersten Lauf noch an 3. Stelle liegend, im zweiten eine „Humini“ — was aus dem Rennschlittendeutsch übersetzt „Huddelei mit dem Nischel“ bedeutet. Wolfgang sah nichts mehr, verlor den Überblick und stürzte. Die Olympiachancen waren dahin. Doch er macht unverdrossen weiter und rechnet sich noch manche Chance in Zukunft aus. **KW**

---

oberung der Stadt (1741) erweitern und verstärken ließ.
1810 wurde das erste Pionierkorps aus den bestehenden Mineur- und Pontonier-Kompanien aufgestellt, die Aufgaben bei Sprengungen, Minenlegen bzw. beim Brückenbau übernahmen. Entsprechend ihres Einsatzes als taktische Kampfeinheiten erhielten die Pioniere sehr bald neben einer guten technischen auch eine gründliche infanteristische Ausbildung.
Während der beiden Weltkriege gehörten zu den Pionieren u. a. Feldeisenbahn-, Minenwerfer-, Flammenwerfer-, Landungs-, Fähr-, Brückenbau- und Minenlegeinheiten sowie besondere Sturmabteilungen.
Pioneers (Wegbereiter) nannten sich in Nordamerika im 18. Jahrhundert die ersten Ansiedler, die den nachkommenden Einwanderern durch ihre „Pionierarbeiten“ gleichsam den Weg bahnten. Auf wissenschaftlichem und kulturellem Gebiet sprechen wir öfter von Pionieren als den Vorkämpfern und Bahnbrechern neuer Anschauungen, Überzeugungen und Ideen. **Dr. Schu-Fa**





Blick über den Zaun

Rudolf Kiefert

Josef trat ins Freie und senkte den Kopf. Für einen kurzen Moment schloß er die Augen. Die Sonne blendete ihn. Erst allmählich öffnete er die Lider einen Spalt breit und blinzelte über den staubigen Vorplatz. Dann drückte er erleichtert das Kreuz durch und schritt steif zu der kleinen Wiese hinüber. Mark lag vorn am Zaun auf einem karg bewachsenen Hügel. Josef ließ sich ins Gras fallen und knöpfte seine Uniformjacke auf. Dann zog er einen abgegriffenen Feldstecher aus der Tasche. Er richtete ihn auf das neue Schulhaus.

„Hast du sie schon entdeckt?“ fragte er Mark.

„Vorhin lief sie über den Hof“, sagte Mark.

„Wann?“ — „Na, Viertelstunde wird es her sein“, antwortete Mark.

Josef blickte auf die Uhr. „Dann ist sie jetzt in der zweiten Klasse“, sagte er. Er schwenkte das Fernglas auf die Fensterreihe an der Stirnseite des Hauses.

„Ich hab sie!“ rief er erfreut aus.

„Gib mir mal das Glas.“

„Moment.“ Josef stützte sich bequemer auf.

„Na los, mach schon“, drängelte Mark.

Widerwillig gab Josef ihm den Feldstecher.

„Wir müssen näher ran“, sagte Mark.

„Willst du dich vors Fenster stellen und mit den Augen klappern?“

Josef nahm das Glas wieder an sich.

„Wir müssen endlich was unternehmen“, sagte Mark.

„Hat doch keinen Zweck. Für die sind wir Luft“, entgegnete Josef.

„Wenn wir so weitermachen, ganz bestimmt.“ Mark drehte sich auf die andere Seite. Im gleichen Moment entdeckte er Leutnant Sperling. Der stand vor der Baracke und drehte sich suchend nach allen Seiten.

„Komm, Josef!“ Mark schlug ihm auf die Schulter. „Wir müssen zurück. Die suchen uns schon.“ Sie standen auf und liefen den Hügel hinunter. Als sie den Gefechtsstand betraten, saß Hauptmann Klopf schon vor der Jägerleitkarte. Sperling und Oberleutnant Krohn beugten sich über die Bildschirme. Es war dunkel im Raum. Nur die Karten waren erleuchtet. Unter der niedrigen Decke drehte sich ein wuchtiger Ventilator. Hinter der durchsichtigen Leitkarte standen zwei Soldaten. Josef kam hinzu und setzte sich die Kopfhörer auf. Dann nahm er seine Fettstifte aus der Schachtel. Er wartete. Alle warteten. Der Stabschef strich sich über die müden Augen. Hauptmann Klopf saß vornübergebeugt an seinem Pult. Seine Hände lagen bewegungslos auf der Tischplatte. In der Wechselsprechanlage knackte es. Eine klare laute Stimme. „Jupiter.“

Der Stabschef drückte die Sprechtaste ein. „Jupiter hört.“ Wieder ein abgehacktes Knakken in der Leitung. Dann: „Signal für Sie: Akkolade BX.“

„Jupiter verstanden. Akkolade BX.“

Kaum war der Befehl wiederholt, als sich auch schon ein Wirbel von Kommandos durch die Leitungen zwängte. Sie überschlugen sich und strömten ineinander und trennten sich doch wieder für jedes Ohr.

Die Ziele wurden zugewiesen, und wenig später zeichnete Josef die ersten Werte an die Karte. Mark konnte ihn gut beobachten. Er sah, wie die weißen Schlangen länger wurden und wie schnell sie sich vermehrten. Wie sie sich verzweigten und wieder aufeinandertrafen. Josef zeichnete die Zahlen und Striche und Punkte schnell und sauber. Josef, der Schlangenbändiger. Zwei Schlangen näherten sich einander. Die Striche wurden immer kürzer. Immer rascher die Folge der Punkte. Josef kam nicht einmal dazu, die Hand abzusetzen. Dann verliefen beide Schlangen dicht beieinander. Gleich mußten sie sich vereinigen. Mark schien es, als würden die Maschinen von Josef dirigiert werden. Der stand breitbeinig hinter der Karte. Ganz fest und konzentriert. Nur die Hand arbeitete und fand mit dem Kopf gemeinsam das Ziel. Und mit unglaublicher Sicherheit. Ohne zu stocken. Hauptmann Klopf beobachtete angespannt die zusammengeführten Schlangen. Die Offiziere beugten sich über die Funkmeßschirme. „Ziel erkannt!“ schrillte eine Stimme über den Sprechfunk.

„Genosse Bug“, Feldwebel Gauert tippte Mark an. Er gab ihm die Tabelle mit den Zahlen und kodierten Zeichen. Mark nahm den Zettel und übertrug die Angaben auf eine vorgezeichnete Karte im Leitraum. Als er wieder in den Kommandoraum zurückkehrte, kämpfte Josef mit zwölf Schlangen. Mark war in die Dunkelheit des Raumes zurückgetreten. Gebannt blickte er auf die leuchtende Karte.

Vier Stunden später stolperten sie über den ausgefahrenen Ackerweg zur Hauptstraße rüber. Im Dorf brannten schon die Laternen. Ihr scheues Licht wagte sich kaum bis in die stillen Vorgärten. Die Veranda war leer. Sie setzten sich auf die kahlen Gartenstühle.



Andrea brachte ihnen Bier heraus und doppelte Wodka. Am Anger waren Stimmen und Musik. „Wir werden mal rübergehen", sagte Josef. „Hat noch Zeit."

Sie rauchten schweigend und tranken den polnischen Wodka. „Gehen wir jetzt?" drängte Josef. Dabei beobachtete er den Freund. Dann klopfte er an das leere Bierglas, bis sich ihre Blicke trafen.

„Was ist los mit dir, alter Junge?" sagte er und rüttelte ihn am Arm, als wollte er ihm die miese Laune ausschütteln. Er zog ihn hoch und sie schlenderten zum Anger hinüber.

„Ist mir unbegreiflich, warum dir das Gammeln so an die Nieren geht", sagte Josef.

„Ich schaffe zehn Ziele und muß Zahlen abschreiben, wenn was los ist. Abschreiben, verstehst du? Das kann man ja nur im Suff ertragen. Dann vergißt man wenigstens, daß man einen Kopf hat", sagte Mark ärgerlich. Josef winkte ab. „Menschenskind, die paar Monate noch. Die sind schnell um."

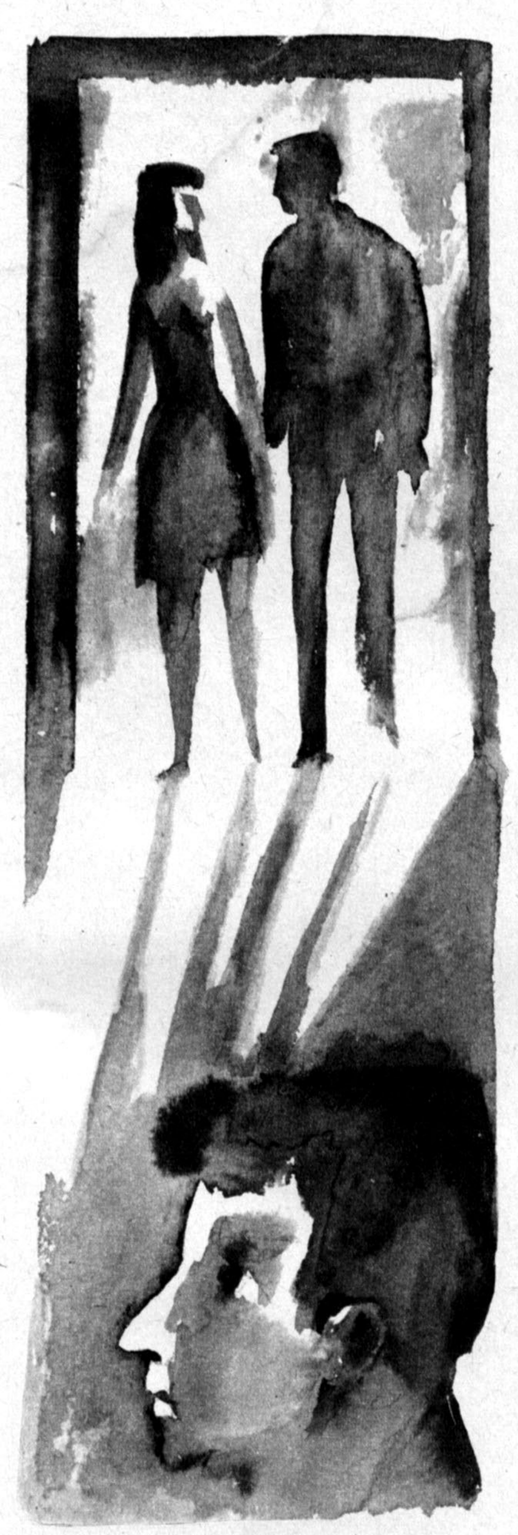
Er machte einen großen Schritt und stieß mit dem Fuß einen Stein über das holprige Straßenpflaster.

„Damit mußt du dich abfinden. Alle müssen da durch. Dein Pech ist eben, daß du schon mehr bringst." Mark schwieg. Er war unzufrieden.

Auf dem Rückweg kamen sie an der Schule vorbei. Es gab noch einen kürzeren Weg zur Unterkunft. Aber seit ein paar Wochen gingen sie immer hier lang. Sie schlichen geduckt über den Hof und kletterten auf den Geräteschuppen. Ein Fenster war erleuchtet. Die Lehrerin wohnte nicht allein in dem Haus. Der Hausmeister wohnte noch dort. Ab und zu waren leichte Schritte zu hören.

„Das muß sie sein", flüsterte Josef. Gespannt blickte er auf das helle Fenster. Schon dreimal waren sie hier nachts auf das Dach gestiegen. Aber immer ohne Erfolg. Sie hatte sich nie gezeigt. Da ging das Licht aus. Eine Minute blieb es still. Josef wollte sich gerade vom Dach herunterlassen, als ein Fensterflügel geräuschvoll aufgestoßen wurde. Josef zog sich hastig wieder hoch und drückte sich flach an die Dachpappe. Die Mütze rutschte ihm vom Kopf und blieb in der Regenrinne hängen. Er streckte den Arm weit nach unten, reichte aber nicht heran. Ein halber Meter fehlte noch. Der Müt-

zenschirm glänzte im Mondlicht wie ein angestrahlter Spiegel. Den mußte sie ja sehen. Vorsichtig kroch er auf die andere Seite des Daches. Mark saß auf dem Schornstein.
„Bist du verrückt geworden?“ raunte ihm Josef zu. „Wieso?“
„Na Mensch, die kann uns doch jetzt sehen.“ Josef hockte sich hinter den Schornstein. „Mal müssen wir ja miteinander bekannt werden“, sagte Mark.
Die Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt. Oben stand ein Fensterflügel offen. Das Mädchen war nicht zu sehen. Mark ließ sich vom Schornstein herunter und sprang auf die Erde. Josef sprang auch. Es klatschte dumpf. Er kam nicht wieder auf die Beine. Ein stechender Schmerz im linken Fuß. Er konnte nicht auftreten. Bei jedem Schritt stachen tausend Nadeln in das schwer gewordene Bein. Josef humpelte mühsam und fluchte ungehalten. Sie gingen gleich über die Wiese. Die Lampe am Tor tauchte die Ankömmlinge in strahlend weißes Licht. Mark stockte.
„Josef, deine Mütze“.
Josef hob unwillkürlich die Hand an den Kopf. „Bleib du hier. Setz dich da drüben in den Graben“, sagte Mark und führte Josef aus dem Lichtkreis heraus. „Bist ein Kumpel“, sagte Josef.
Mark rannte am Zaun entlang und dann querfeldein über die tauschwere Wiese. Noch nach Luft japsend zog er sich mit großer Kraftanstrengung aufs Dach. Die Mütze lag noch in der Regenrinne. An der Stelle war das Dach nicht abgestützt. Mark breitete die Arme weit auseinander, drückte sich flach auf das Dach und rutschte dann zentimeterweise nach hinten. Als er dicht genug ran war, steckte er das Bein in die Rinne und fuhr mit dem Schuh in die Mütze und schleifte sie mit sich hoch. Die kann er gleich ins Armeemuseum schicken, dachte er noch. Im gleichen Moment ertönte unter ihm eine weiche, dunkle Stimme.
„Wollen Sie da oben übernachten?“
Das ist sie. Mark richtete sich sofort auf. Sie stand genau unter ihm. So sah sie also von nahem aus. Das dunkle Haar fiel ihr in langen Strähnen auf die Schultern. Auf einen dunklen Mantel, in den sie eingewickelt war. Sein Schweigen verwirrte sie.
„Ich telefoniere Ihren Vorgesetzten an“, sagte sie. Sie drehte sich um und wandte sich zum Haus. Mark sprang sofort hinunter. Im Fallen erinnerte er sich an Josef. Er klatschte lang auf den Hof. Dann beugte er den Oberkörper hoch und stöhnte furchtbar. Sie kam gleich hinzu. „Um Gottes willen, stehen Sie doch auf. Haben Sie sich verletzt?“
Ganz weich und warm sprach sie. Auch ihre Hände waren so, als sie ihn aufzurichten versuchte. „Ich weiß nicht“, sagte Mark gequält.
„Warten Sie, ich hole einen Arzt“.
„Bloß nicht, es geht schon. Danke.“ Mühsam richtete er sich auf.
„Vielen Dank. Sie sind wirklich sehr nett“. Er ging ein paar Schritte und drehte sich dann um. „Gute Nacht“, sagte er.
„Gute Nacht.“ Sie war ganz hinreißend, aber noch so furchtbar weit weg. Auf der Wiese rannte er wieder. Es war spät geworden. Unter der ersten Laterne betrachtete er sich ihren Gürtel. Sicher wird sie ihn schon vermissen. Er hastete weiter. Von dem Gürtel erzählte er Josef nichts. Als sie schon im Bett lagen, rüttelte er Josef noch einmal wach. „Wir müssen uns langsam entscheiden, Josef. So eine Frau taugt nicht für zwei Männer“, sagte er. Josef blinzelte verschlafen.
„Ist doch aussichtslos. Die kann sich andere Verehrer leisten. Neulich hat sie den ganzen Nachmittag mit dem Doktor zusammengesessen. Die haben sich prima unterhalten. Da kommst du nicht ran“, sagte er.
Es war nicht ernsthaft mit ihm darüber zu reden. Aber am nächsten Tag hockte er wieder jede freie Minute am Zaun und visierte durchs Fernglas.
Als Mark hinter der Karte stand und Zahlen schrieb, erfaßte ihn wieder die quälende Unzufriedenheit der letzten Tage. Wenn er bei dieser Arbeit von sich nichts dazugeben konnte, mußte er doch ersetzbar sein. Was mechanisch ist, soll auch die Mechanik leisten. Mark dachte darüber nach und fand bald heraus, daß er sein Wissen nicht mit den Zivilklamotten nach Hause geschickt hatte. Daß es allgegenwärtig war. Und daß er keine zwanzig Schritte brauchte, um seine Fachbücher hervorzukramen.
Am Abend ließ er sich nicht stören. Der Gürtel beunruhigte ihn zwar ständig. Eine Unruhe, die alles erwartet. Er durfte ihn nicht zu spät zurückbringen, dann war die Gelegenheit verpaßt. Aber noch fehlte ihm der Mut zur Konsequenz. Er griff sich die Bücher und was zum Kritzeln und vergrub sich bis zum Zapfenstreich in den sonnenwarmen Gräsern.
Es war schwieriger, als er im ersten Augenblick angenommen hatte. Er verrannte sich oft und hatte große Mühe, wieder auf den geraden Weg zurückzufinden. Die Bücher waren zum Teil veraltet. Das Neueste nur erst Theorie. Mark suchte und grübelte. Wie man es machen könnte, wußte er. Nur gab's die vielen Wenn und Aber. Die besonderen Bedingungen. Wie sollte es vorbereitet werden? Mark fand immer neue Lösungen. Aber nur eine konnte die richtige sein. Es wurde immer verwickelter. Am Anfang wollte er noch davon ablassen. Stand er aber wieder hinter der Karte, kam er sich vor wie ein Maschinchen, dem man Zahlen eingefüttert hat, damit es sie wieder ausspucken kann. Und je mehr er sich in seine Idee vertiefte, desto bewußter wurde ihm, was für eine unzuverlässige Maschine er war.
Von da an konnte er besser denken. Er sprach jetzt auch mit den anderen darüber. Wehner war begeistert. Er redete nur noch davon. Wehner war Ingenieur und verstand auch was von digitaler Anzeige. Sie tüftelten jetzt gemeinsam an der Sache herum. Mark sprach auch mit Josef. Er traf ihn am Zaun. Josef nahm das Fernglas herunter und hörte ihm zu. „Ganz gut“, sagte er, als Mark ihm alles erklärt hatte,


Illustrationen: Wolfgang Würfel

„bestimmt nicht schlecht, aber . . .“, er hielt inne und blickte zur Schule hinüber.
„Aber?“
„Na ja, ist doch Utopie“, sagte Josef nach einer Pause. Die Antwort kränkte Mark. Er hatte seiner Idee alles gegeben, was er vermochte, und gerade Josef schob sie schnurstracks ins Reich der Phantasie ab.
„Aber warum denn?“ fragte er ärgerlich.
„Denkst du etwa, die lassen sich von dir kleinem Popel eine Sache vorsetzen, die sie schon selber ausgebrütet haben müßten? Den Zahn laß dir man ziehen.“
Mark steckte sich eine Zigarette an und blickte auch zur Schule hinüber.
„Wenn es doch so aber viel besser gehen würde. Ich weiß es jetzt mit absoluter Sicherheit.“
„Hat doch keinen Zweck. Hier bist du nicht Ingenieur mit Diplom, sondern Soldat mit ratzekahlen Schulterklappen. Die sollen ihre Suppe alleine einrühren. Die paar Wochen noch absolvierst du doch mit links.“
Mark stand auf.
„Mensch, Josef, begreifst du nicht. Um mich geht's doch hier gar nicht mehr . . .“
„Ich weiß nicht, was du eigentlich willst“ unterbrach ihn Josef. Er wandte sich ab und nahm das Fernglas wieder auf.
Am nächsten Tag meldete sich Mark bei Hauptmann Klopf. Klopf gehörte zu den Offizieren, die nicht nur wegen der kleinen blanken Sternchen, die sie auf den Schultern tragen, geachtet werden. Er hätte darauf auch verzichten können. Klopf nahm sich selbst und die anderen ernst, mit allen Konsequenzen. Und das war viel. In seinem Zimmer stand immer das Fenster offen. Nur bei stärkster Kälte legte er Wärmpausen ein. Er liebte die klare und reine Luft. Wer ihn besuchte, mußte sie mitatmen. Mark erklärte dem Hauptmann seinen Vorschlag und legte ihm die Zeichnungen vor. Klopf hörte ihn aufmerksam an und vertiefte sich dann in die Skizzen.
„Haben Sie das allein ausgearbeitet?“ fragte er zwischendurch. „Flieger Wehner hat mir geholfen, und den anderen hab ich's auch gezeigt“, sagte Mark.
Der Hauptmann schwieg, und sein Gesichtsausdruck sprach auch kein Urteil. Plötzlich stand er auf und ließ Leutnant Sperling rufen. Er setzte sich wieder und blickte Mark an.
„Ihre Überlegungen sind stichhaltig, Genosse Bug. Sie zeigen, daß Sie von unseren Bedingungen hier ausgegangen sind. Darin liegt vielleicht ihr größter Wert“, sagte er nachdenklich. Er hatte sofort Marks Frage gespürt. Bevor sie ausgesprochen war.
„Und sonst?“
„In der Division“, sprach der Hauptmann weiter, „werden noch in dieser Woche Anlagen eintreffen, die fast nach Ihren Angaben gebaut sein könnten. Ich sage fast. Sie besitzen einige Vorzüge. Sind leichter und transportgesicherter. Auch haben sie bereits eine lange Erprobung hinter sich. Eine Anlage wird man uns übergeben. Unser Problem ist der Aufbau der Anlage und die Sicherung ihrer ständigen Trans-

portbereitschaft. Keine leichte Sache. Sie haben darüber überzeugende Berechnungen angestellt. Ich übertrage Ihnen die Umstellung der Anlage. Als militärischer Leiter wird sie Leutnant Sperling führen. Zur Unterstützung wird ein Genosse vom Nachrichtenbataillon kommandiert."
Der Hauptmann hatte gerade geendet, da trat Leutnant Sperling ein. Als Mark später das Zimmer verließ, verspürte er ein leichtes Schwindelgefühl. Es gab sich erst, als er über die ausgedörrte Wiese zum Tor lief und dem Wachposten ordentlich auf die Schulter schlug. „Rauh, aber herzlich", sagte der und schlug zurück, daß Mark glaubte, seine Schulterblätter flögen davon. Mark lächelte gequält und zeigte die Ausgangskarte vor.
Die Regenpfützen auf dem Ackerweg waren ausgetrocknet und es ging sich wunderbar, ohne Umwege. An der Kreuzung hatte ihn die Dämmerung eingeholt, und nur hinter der Schule dehnte sich ein rotglühendes Band am Himmel. Und es war nicht zu erkennen, ob die Sonne aufsteigen oder versinken wollte.
In den folgenden Tagen war Mark viel unterwegs. Er mußte mehrere Male zur Division fahren. Er nahm an Beratungen teil und saß viele Stunden mit Sperling zusammen.
Josef beobachtete den Freund mit gemischten Gefühlen. Er konnte sich nicht freuen über Marks Erfolg. Er fühlte geradezu eine Abneigung gegen ihn wachsen. Sie wurde immer stärker. Den Eifer Marks wertete er als übertriebene Geschäftigkeit und dessen Verantwortungsgefühl hielt er nicht für echt.
An einem Nachmittag, er lag auf dem Hügel am Zaun, sah er, wie Mark mit dem Kommandeur zur Stadt fuhr. Als der Kübelwagen am Zaun vorbeiraste, immer kleiner wurde und sich dann als kleiner Punkt in einer Senke verkroch, kam Josef auf einen Gedanken, der ihm Erleichterung versprach. Am Abend fing er Wehner vor der Stubentür ab. Er stellte sich vor ihn auf und zog geheimnisvoll die Augenlider zusammen. „Hast du deine sieben Sachen schon gepackt?" fragte er ihn. „Was willst du?" fragte Wehner verwundert. Josef zog ihn zur Seite.
„In den nächsten Tagen baut Mark seine Anlage hier auf. Hast du dir schon mal überlegt, daß dann einer bei uns zu viel ist?"
„Wie kommst du gerade auf mich?" fragte Wehner. „Na, denk mal nach. Glaubst du, der Alte kommandiert seine besten Männer ab?"
Josef war jetzt ganz überlegen. So wie er es jeden Tag hinter der Karte war. Wehner haßte solche Reden, bei denen nichts herauskommen konnte. Warum sollte er sich jetzt schon den Kopf heiß machen. Einen kleinen Stich hatte ihm Josef aber doch versetzt. Er ärgerte sich über seine Empfindlichkeit.
„Was soll eigentlich die Quatscherei?" fragte er böse. Josef antwortete nicht und ließ den anderen einfach stehen. Es war ja sinnlos. Die sind ja alle blind, dachte er. Sein Ärger über Mark hielt an. Es kam ihm vor, als hätte der Freund ihn verraten.
Am gleichen Tag, als Mark hinter die Jägerleitkarte wechselte, traf die neue Anlage im Gefechtsstand ein. Ein paar Tage später wurde sie in Betrieb genommen. Der Einbau mußte neu berechnet werden. Schon nach zwei Stunden hatte sie Fehlwerte angezeigt. Sperling und Mark opferten ihr eine ganze Nacht. Nach jedem Probelauf rechneten sie die Eingaben nach. Sie fanden den Fehler und konnten die Anlage in den frühen Morgenstunden erneut in Betrieb setzen. Am Nachmittag kam der Stabschef raus. Er beschnupperte alles und war ungewöhnlich aufgekratzt. Die Anlage lief einwandfrei. Die angezeigten Werte wichen nur noch Zehntelsekunden vom Realwert ab und spiegelten die kleinsten Schwankungen wider. Mark war glücklich. So ein paar Minuten. Wie man es selten ist. Er hatte wache Augen bekommen und wußte, daß es nur der Anfang war. Neue Wochen vergingen. Klare, sonnige Wochen. Kein Wölkchen trübte den hellblauen Himmel. Aber die Flugzeuge spannten ein Netz weißgedampfter Streifen am Horizont auf. Die Soldaten zeichneten ein schnellbewegtes weißes Liniennetz auf die Karten. Tag und Nacht hatten sie die Kopfhörer auf, hielten die Fettstifte mit den schweißfeuchten Händen.
An einem knallheißen Nachmittag wurde plötzlich Befehl zum Appell gegeben. Mark war in Ausgang. Gleich nach dem Mittagessen war er los. Er hatte es sehr eilig gehabt. Die Soldaten zuppelten ihre Uniformen zurecht und traten dann hinaus. Sie stellten sich auf den staubigen Vorplatz und kniffen die Augenlider zusammen. Die Sonne blendete fürchterlich. Unter der Mütze war es glühendheiß, und der Schweiß troff in kleinen Rinnsalen an Hals und Schläfen herunter.
Der Geschwaderkommandeur war da, und Hauptmann Klopf erstattete ihm Meldung. Dann wurde der Befehl verlesen. Der Kommandeur las alles im gleichen Tonfall. Er schien auch nicht die Erregung zu spüren, die sich unter den Soldaten ausbreitete, als er auf die Kommandierung zu sprechen kam. Josef hörte seinen Namen laut über den Platz schallen. So laut, daß es ihm unwahr vorkam. Er glaubte sofort an einen Irrtum. An einen Versprecher. Aber der Kommandeur las ohne Pause weiter. Josef forschte in Klopfs Gesicht. Ein Irrtum war ausgeschlossen.
Josef ging nach dem Appell nicht auf die Stube. Lange drückte er sich in dem schmalen Gang herum. Dann klopfte er entschlossen an die Tür. Der Hauptmann war allein im Zimmer. Das Fenster stand weit offen.
„Genosse Brog?" fragte der Hauptmann. Er erhob sich. Er blickte Josef ernst an und wartete. „Genosse Hauptmann, warum schicken Sie gerade mich weg?" Klopf wandte sich ab und blickte zum Fenster hinaus. Er hatte nicht damit gerechnet, daß Brog ihn aufsuchen würde. Mit so einer Frage. Schick den besten Mann, hatte er sich gesagt, das bist du deinem Gewissen schuldig. Und jetzt kam er hier hereingeschneit, der beste Mann. Hielt sich für was Besseres und wimmerte kleinmütig. Klopf war ent-

Fortsetzung auf Seite 65



„Recht hat mein Kompaniechef: Seit ich außer Krimis auch militärische Fachliteratur lese, bietet sich mir eine ganz andere Perspektive."

Zeichnung: Kurt Klamann

...GEGEN JEDEN FEIND

Seid Euch bewußt der Macht!
Die Macht ist Euch gegeben,
Daß ihr sie nie, nie mehr
Aus Euren Händen gebt!

Johannes R. Becher

Bewaffnete Organe und Landesverteidigung in 20 Jahren DDR

II

1952–1955

Mittwoch, der 9. Juli 1952. In der Berliner Werner-Seelenbinder-Halle tagt die 2. Parteikonferenz der SED. Langanhaltender Beifall brandet auf, als Walter Ulbricht erklärt: „In Übereinstimmung mit den Vorschlägen aus der Arbeiterklasse, aus der werktätigen Bauernschaft und aus anderen Kreisen der Werktätigen hat das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands beschlossen, der 2. Parteikonferenz vorzuschlagen, daß in der Deutschen Demokratischen Republik planmäßig der Sozialismus aufgebaut wird."
Die Schaffung der Grundlagen des Sozialismus bedarf jedoch des bewaffneten Schutzes. Die Gefahr eines imperialistischen Überfalls ist gegeben, nachdem Adenauer den Generalvertrag und den Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft unterzeichnete, die beide der Remilitarisierung dienen. Jegliches Zögern der DDR würde den Feind ermuntern. Obwohl es an ausgebildeten Kadern, Waffen und Unterkünften mangelt, wird ab Juli 1952 begonnen, die Kasernierte Volkspolizei aufzubauen. Ihre Hauptaufgabe ist, die DDR vor allen inneren Anschlägen zu schützen und im Falle einer imperialistischen Aggression bestimmte Kampfaufgaben an der Seite der Sowjetarmee zu lösen. Für die künftigen nationalen Streitkräfte müssen Kader herangebildet werden.
„Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung des Friedens" — das ist die Losung der Jugend der DDR. Diese Worte bleiben nicht nur Losung. Tausende melden sich zum freiwilligen Dienst in der KVP. Ihre Bewährungsprobe besteht die KVP, als im Juni 1953 der von Westberliner Agentenzentralen inszenierte konterrevolutionäre Putsch zerschlagen wird. Er scheitert an der zielklaren Politik der SED, an der Kampfentschlossenheit der Arbeiterklasse, an der Schlagkraft der Sowjetarmee, der KVP und anderer Organe.
In der Folge schafft sich der deutsche Imperialismus seine der NATO eingegliederte aggressive Kaderarmee. In Europa wird ein System der kollektiven Sicherheit notwendiger denn je. Dem entspricht der Warschauer Vertrag, dessen Mitglied auch die DDR wird. Zunächst ist die DDR unter Berücksichtigung der Gesamtsituation in Deutschland und in Europa vom militärischen Beitrag innerhalb des Vereinten Oberkommandos befreit. Doch das kann objektiv nur eine Übergangsphase sein. Deshalb fordert das 25. Plenum des ZK der SED im Oktober 1955 den zuverlässigen Schutz des so-



Mit stürmischem Jubel begrüßten die Delegierten des V. Parlaments der Freien Deutschen Jugend im Mai 1955 eine Abordnung der KVP.

zialistischen Vaterlandes als einen notwendigen Beitrag der DDR, den Frieden in Europa zu sichern. Das Plenum charakterisiert die in der DDR zu schaffenden Streitkräfte gegenüber den westdeutschen als national und fortschrittlich. In der KVP werden die Kader dieser ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Armee vorbereitet.

Abendspaziergang anno 1953

Etwas heute längst Vergessenes ist der damalige Abendspaziergang, eine militärische Marschübung vor dem Zapfenstreich, bei der die Stimmbänder durch kompanieweises Vortragen verschiedener Marschlieder gestärkt und die Lungenflügel durchlüftet wurden. Letzteres war nach dem Genuß der damals beliebten Zigarettensorte „Turf" unumgänglich, wollte man das Jugendalter überstehen. Mag man über den Abendspaziergang anno 1953 denken wie man will, ein „innerer" Befehl für einen täglichen Abendspaziergang anno 1969 wäre sicher für jeden von Nutzen.

CHRONIK

16. Mai 1952
Die Grenzpolizei der DDR erhält nach ihrer Umstrukturierung die Bezeichnung „Deutsche Grenzpolizei" (DGP).

26. Mai 1952
Um den Kampf gegen Diversanten, Spione und Terroristen wirksamer führen zu können, wird an der Staatsgrenze zu Westdeutschland eine Sperrzone festgelegt.

9. Juni 1952
Die Regierung der DDR verfügt Grenzschutzmaßnahmen an der Ostseeküste der DDR.

9. Juli 1952
Die 2. Parteikonferenz der SED beschließt den Aufbau der Grundlagen des Sozialismus in der DDR und die Schaffung einer zuverlässigen Landesverteidigung entsprechend den jeweiligen Erfordernissen. Genosse Walter Ulbricht erläutert die Rolle und die neuen Aufgaben der Staatsmacht und charakterisiert die Unterschiede zwischen den Streitkräften eines friedliebenden, wahrhaft demokratischen und eines aggressiven, militaristischen Staates.

Juli/August 1952
Ohne den Charakter als Polizeiformation zu verändern, wird aus vorhandenen Volkspolizeibereitschaften und -schulen die Kasernierte Volkspolizei geschaffen mit den Teilen „Volkspolizei See" und „Aeroklub".

7. August 1952
Gründung der „Gesellschaft für Sport und Technik" (GST).

August 1952
Um die Sicherheit an den Grenzen zu erhöhen, werden aus der Bevölkerung der Grenzgebiete Grenzpolizeihelfer gewonnen.

Mai 1953
Es erscheinen erstmalig für die Angehörigen der KVP die Organe „Der Kämpfer" und „Der Politarbeiter".

Juni 1953
In den sozialistischen Großbetrieben der DDR werden Arbeiterwehren gebildet, aus denen sich die Kampfgruppen der Arbeiterklasse entwickeln.

30. März bis 6. April 1954
Der IV. Parteitag der SED beschließt ein Programm für den Zusammenschluß aller deutschen Patrioten zum Kampf gegen die antinationale Politik des westdeutschen Imperialismus und Militarismus, für die nationale Wiedervereinigung auf demokratischer und friedlicher Grundlage. Er schlägt vor, mit Westdeutschland über die zahlenmäßige Stärke und Ausrüstung der Polizeikräfte in beiden deutschen Staaten zu verhandeln. Aufgabe der Parteimitglieder ist es, die Werktätigen zur aktiven Verteidigung der Heimat zu erziehen.

29. November bis 2. Dezember 1954
In Moskau findet die erste Konferenz europäischer Länder zur Gewährleistung des Friedens und der Sicherheit statt. Sie fordert alle europäischen Staaten auf, einen kollektiven Sicherheitsvertrag abzuschließen.

11. bis 15. Mai 1955
In Warschau findet die zweite Konferenz europäischer Länder statt, auf der der „Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand . . ." (Warschauer Vertrag) abgeschlossen wird. Die acht Teilnehmerstaaten vereinbaren, ein Vereintes Kommando der Streitkräfte zu bilden. Die DDR wird Mitglied des Warschauer Vertrages.

25. bis 27. Mai 1955
Das V. Parlament der FDJ beschließt im neuen Statut, daß jedes Mitglied verpflichtet ist, das sozialistische Vaterland zu verteidigen.

1. bis 2. Juni 1955
Die 24. Tagung des ZK der SED wertet die Ergebnisse der Warschauer Tagung aus, unterbreitet neue Vorschläge zur Annäherung beider deutscher Staaten und begründet die Notwendigkeit, in der DDR nationale Streitkräfte zu schaffen.

26. September 1955
Die Volkskammer billigt den Staatsvertrag mit der UdSSR, durch den die DDR völkerrechtlich volle Souveränität erhält, und beschließt das „Gesetz zur Ergänzung der Verfassung", das den Dienst zum Schutze des Vaterlandes eine ehrenvolle Pflicht der Staatsbürger nennt.

1. Dezember 1955
Die Deutsche Grenzpolizei übernimmt die alleinige Bewachung und Kontrolle an den Staatsgrenzen der DDR und am Außenring zu Groß-Berlin.



Recht bescheiden nahmen sich die technischen Mittel der KVP im Vergleich zu heute aus. Die Angehörigen ihrer Formationen bewiesen jedoch schon damals ein hohes politisches Bewußtsein, Kampfgeist und Einsatzbereitschaft.

Von einem wachsamen Soldaten und einem Tommy, der seinen Respekt vor einer Patrone verfluchte

Es war in den ersten Jahren des Bestehens der KVP. Wo immer mehr als ein Angehöriger der KVP im Gelände anzutreffen war, konnte man darauf warten, daß sich recht bald Schnüffler der amerikanischen, englischen oder französischen Militärmission einfanden, um – wenn auch verbotenerweise – Stärke, Ausrüstung und Ausbildung der übenden KVP-Einheit auszukundschaften.

Nun begab es sich, daß in der Mark eine Lehrvorführung stattfinden sollte, zu der Kommandeure geladen waren. Sie hatten einen Orientierungspunkt anzufahren, von dem aus sie durch einen Regulierungsposten eingewiesen werden sollten. Das damals übliche Kommandeursfahrzeug war der brave EMW. Ihm ähnlich sah der westdeutsche BMW.

Auf der Autobahn hatte ein BMW mit englischen Besatzern Kommandeursfahrzeuge ausgemacht, die zu dem Orientierungspunkt fuhren. Die Tommys schlossen sich in gemessener Entfernung an.

Als die Kolonne vom Wege ab- und in die vom Regulierungsposten gewiesene Richtung einbog, folgte ihren Spuren der mit den Tommys besetzte BMW. Dem Regulierungsposten mögen die khakifarbenen Tommys als „unsere“ erschienen sein. Nicht so einem LKW-Fahrer, der neben dem engen Waldweg halten mußte, um die Kommandeurskolonnen passieren lassen zu können. Ihm fiel die merkwürdige Gesellschaft in dem BMW auf. Flugs wendete er seinen LKW, raste hinterher, überholte an einer Lichtung die Tommys und stellte seinen LKW quer zur Fahrbahn. Dann sprang er aus dem Fahrerhaus, holte seinen Karabiner hervor, klapperte mit dem Gewehrschloß und rief: „Halt, stehenbleiben!“

Eilig bremsten die Tommys. Die peinliche Situation nun retten wollend, stieg einer von ihnen aus, setzte sich auf das Trittbrett des BMW, öffnete eine Thermosflasche und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Und die kamen bald in Gestalt von Soldaten der Sowjetarmee.

Die Schnüffler waren schnell umstellt. Da fiel es unserem geistesgegenwärtigen Kraftfahrer ein, einem seiner Genossen zuzurufen: „Dicker, gib mir mal einen Ladestreifen 'rüber! Ich habe keine einzige Patrone im Lauf!“ Shocking, war da der Tommy verärgert.

Nationale Streitkräfte sind notwendig

Wir wollen keinen Krieg, und wir werden alles tun, um ihn zu verhindern. Aber eben um den Imperialisten die Lust an Kriegsabenteuern im Herzen Europas zu nehmen, müssen wir unsere eigenen starken nationalen Streitkräfte schaffen.

(Wilhelm Pieck auf der 2. Parteikonferenz der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands)

Vielleicht wußten Sie noch nicht ...

... daß in der Kasernierten Volkspolizei ausschließlich Freiwillige dienten, die sich – mit Ausnahme der Offiziere – für jeweils drei Jahre verpflichteten.

... daß die Kasernierte Volkspolizei khakifarbene Uniformen erhielt.

... daß die Teile und Dienste unterschiedliche Kragenspiegel hatten, wobei beispielsweise Soldaten von Granatwerfereinheiten ihrer hellroten Kragenspiegel wegen „Rotkehlchen“ genannt wurden.

... daß seit damals die dienstliche Anrede „Genosse“ gebräuchlich ist.

... daß die KVP militärische Dienstgrade eingeführt hat, deren höchster Generalleutnant war.

... daß Chef der Kasernierten Volkspolizei der heutige Minister für Nationale Verteidigung, Generalleutnant Heinz Hoffmann war.

... daß sich das Offizierskorps der KVP zu 80 Prozent aus Arbeitern und zu 20 Prozent aus werktätigen Bauern, Angestellten und anderen Werktätigen zusammensetzte.

„Mein Lieber, du scheinst langsam alt zu werden — vergißt schon die einfachsten Dinge", sagte Kurt Horning bekümmert zu sich selber, als er die unverschlossen vorgefundene Gartenpforte hinter sich zuschlug und über glatte, bunte Steinfliesen auf sein Wochenendhäuschen zuschritt.

Vor der Verandatür blieb er stehen, um sie aufzusperren — und erschrak. Die Tür war ebenfalls nicht verschlossen! Mit einem Ruck riß er sie auf und blieb wie versteinert stehen: Vor sich sah er einen Mann in sportlicher Kleidung, einen prallgefüllten Luftkoffer in der Hand. Sprachlos starrte Horning ihn einen Augenblick an. Da grüßte der Fremde höflich und meinte: „Ach, Sie sind wohl der neue Mieter. Na, ich räume schon das Feld. Hier haben Sie die Schlüssel!"

Jetzt hatte sich Horning wieder gefaßt. „Hiergeblieben!" brüllte er und packte den anderen bei den Schultern.

„Hände weg!" gab der Unbekannte nun ebenfalls lautstark zurück, riß sich mit einem Ruck los und versetzte Horning einen solch kräftigen Stoß, daß der rücklings über eine halbhohe Balustrade in seinen Steingarten hineinflog.

Als allmählich die Benommenheit von ihm wich, sprang Horning fluchend auf die Füße. Er rannte hinaus auf den Weg — der Fremde war nicht mehr zu sehen. Wie gejagt hetzte Horning nun quer durch den Wald zum Vorortbahnhof, neben dem er das nächste Polizeirevier wußte . . .

„So, und nun erzählen Sie mir bitte das Ganze noch einmal, aber langsam und der Reihe nach", meinte wenig später in beruhigendem Tonfall der Volkspolizeimeister, der die Anzeige aufnahm. „Vor allem, wie sah der Einbrecher aus? Vielleicht erwischen wir ihn noch durch Funkwagen."

Kurt Horning zwang sich zur Ruhe und begann mit einer ziemlich genauen Personenbeschreibung. Plötzlich aber stockte er mitten im Satz und blickte mit weitaufgerissenen Augen zur Tür: „Da . . ., da . . ., da ist er ja", stotterte er dann.

„Dunnerlittchen! Das habe ich noch nicht erlebt", rief der VP-Meister verblüfft und kam blitzschnell hinter seiner Barriere hervorgeschossen. „Kommen Sie junger Mann, treten Sie näher, ehe Sie es sich anders überlegen!"

Im Gesicht des Unbekannten spiegelte sich grenzenloses Erstaunen. Er deutete auf Horning und erklärte: „Passen Sie auf den Mann auf! Das ist ein Verrückter. Er hat mich angefallen. Deshalb bin ich hier." Wild gestikulierend und aufeinander einschreiend, standen sich gleich darauf die beiden Kontrahenten gegenüber.

„Die scheinen mir beide nicht ganz richtig zu sein", meinte der VP-Meister kopfschüttelnd und gab seinen im Raum anwesenden Genossen ein Zeichen, die Kampfhähne auseinanderzubringen. Als wieder Ruhe herrschte, ließ er sich von dem Fremden den Personalausweis geben, blätterte lange darin herum und sagte dann: „Na, da machen Sie mal den Koffer auf, Herr Bretschneider!"

Gespannt starrte Kurt Horning auf alle Gegenstände, die nun zum Vorschein kamen. Verständnislos schüttelte er schließlich den Kopf. Es war nichts darunter, was aus seiner Laube stammte.

„Sie behaupten also, Herr Bretschneider, Sie hätten das Häuschen für zehn Tage gemietet gehabt", wiederholte kurze Zeit danach bei der Kriminalpolizei Leutnant Jonas geduldig — „den Herrn Horning kennen Sie aber nicht? Er ist der Besitzer! Also muß wieder einmal der Große Unbekannte die Finger im Spiel haben.



Feriengäste

Kriminalerzählung von Gerhard Berchert

Die Schlüssel haben Sie angeblich auch von ihm. Wann und wo wollten Sie ihm die denn zurückgeben?"

„Er sagte, ich solle sie draußen unter den Fußabtreter legen, wenn ich das Haus wieder verlasse."

„Und wie sah er aus?"

Walter Bretschneider dachte angestrengt nach. „Rundes Gesicht, Vollbart, Brille, Schiffermütze, Rollkragenpullover", zählte er dann auf. „Ich habe ihn ganz zufällig in einem Lokal kennengelernt."

„Na gut", meinte der Leutnant. „Sie gehen jetzt mit diesem Genossen hier ins Nebenzimmer. Dort haben wir ein ganz besonderes Puzzlespiel — Zeichenvorlagen, aus denen sich nach Ihren Angaben die verschiedensten Gesichter zusammensetzen lassen. Sehen Sie zu, daß Sie Ihren Mann so echt wie möglich hinkriegen — es ist in Ihrem Interesse!"

„Macht er uns was vor oder nicht?" fragte Unterleutnant Wendtlandt seinen Chef, als Bretschneider das Zimmer verlassen hatte. Heinz Jonas zuckte die Schultern.

„Im Moment weiß ich auch noch nicht mehr als du", erklärte er. „Immerhin — da sind die bei-



den Anzeigen von Laubenbesitzern aus dem Vorjahr; du erinnerst dich?"
„Ja", bestätigte Günter Wendtlandt. „Sie waren aus dem Urlaub gekommen und hatten behauptet, es sei jemand inzwischen in ihrer Laube gewesen – fremder Parfümgeruch, voller Abfalleimer und so. Aber gefehlt hatte nichts; und Spuren gewaltsamen Eindringens konnten wir damals auch nicht finden."
„Allerdings auch keine Nachschlüssel, wie diesmal", entgegnete Leutnant Jonas bedächtig. „Erstklassige Arbeit: ohne Zweifel von einem Fachmann gemacht – und Bretschneider ist Buchhalter."
„Was wir erst noch überprüfen müssen – ebenso wie seine Hobbys."
„Natürlich", räumte Jonas ein. „Aber genauso müssen wir seinen Hinweisen nachgehen."
Als die Bildmontage auf dem Tisch lag, studierten sie der Leutnant und Wendtlandt sehr aufmerksam. Schließlich sagte Jonas: „Jetzt lassen wir dasselbe Gesicht noch einmal zusammensetzen – aber ohne Bart und Brille. Und dann gehst du damit zu Horning sowie zu den beiden Laubenpiepern vom vorigen Jahr. Denn wenn die Version mit diesem Großen Unbekannten stimmt, dann muß doch der genau gewußt haben, wann sie Urlaub haben und daß sie den nicht auf ihren Grundstücken verbringen. Daß Horning vier Tage eher zurückkommt, war ihm allerdings offensichtlich nicht bekannt. – Na, versuch mal dein Glück!"
Mit nachdenklicher Miene legte Günter Wendtlandt Stunden später die Zeichnungen wieder auf Jonas' Schreibtisch. „Im Prinzip Fehlanzeige", erklärte er dazu. „Der Mann ist unbekannt – bei allen drei Familien. Selbst kennen sie sich auch nicht, arbeiten alle in verschiedenen Betrieben und Dienststellen, hatten zu unterschiedlichen Zeiten Urlaub."
„Du sagtest, im Prinzip Fehlanzeige", hakte der Leutnant ein, „also hast du doch noch etwas herausgefunden?"
„Na ja, von Frau Horning erfuhr ich, daß sich während ihrer Abwesenheit jemand bei der Nachbarin nach ihnen erkundigt hätte, wie lange sie wegbleiben würden und wohin sie gefahren wären."
„Hast du die Nachbarin befragt?"
„Ja, aber sie konnte keine brauchbare Beschreibung geben. Zu den Zeichnungen meinte sie: ‚Möglicherweise war es einer von den beiden. Genau weiß ichs nicht. Nur, daß er mich aus dem besten Schlaf geklingelt hat – ich war gerade aus der Nachtschicht gekommen.'"
Leutnant Jonas spielte gedankenverloren mit seinem Kugelschreiber. „Immerhin, nicht uninteressant", sagte er. „Ich habe übrigens inzwischen die Angaben von Bretschneider überprüft. Er arbeitet schon seit Jahren als Buchhalter, und handwerklich soll er eine solche Niete sein, daß er nicht mal einen Nagel gerade in die Wand bekommt."
„Ich weiß nicht", meinte Unterleutnant Wendtlandt zögernd. „Dieser Fall klaut uns nur Zeit; als ob wir nichts anderes zu tun hätten. Dabei ist es nicht mal ein richtiger Fall. Niemandem fehlt etwas, keiner ist geschädigt . . ."
„Nur, daß da einer unberechtigt Miete kassiert!" warf Jonas ein. „Bretschneider hat ihm pro Tag zehn Mark im voraus bezahlt und noch einen Zwanziger obendrein gegeben. – Nein, nein, da müssen wir dran bleiben, uns was einfallen lassen. Wer weiß, wieviel Lauben der Kerl so im Jahr ‚vermietet', ohne daß die Besitzer überhaupt etwas bemerken."

Langsam griff er nach den Zeichnungen und studierte sie aufmerksam. „Ich möchte nur wissen", sprach er dann vor sich hin, „an wen mich dieses Gesicht erinnert. Der Typ ist mir schon einmal aufgestoßen – und zwar unangenehm."
Der nächste Morgen begann mit Ermittlungen zur Aufklärung von Kaninchendiebstählen. Wendtlandt machte sich seufzend an diese seine „Lieblingsbeschäftigung" und kam schlechtgelaunt gegen Mittag in die Dienststelle. Er fand seinen Chef im Sessel sitzend und Zeitung lesend. Neben sich einen ganzen Packen des „Wochenblattes".
„Na, du verstehst ja zu leben", entfuhr es dem Unterleutnant. „Ich jage draußen den Zippen hinterher, und du liest hier in aller Gemütsruhe Zeitung!"
Freundlich lächelnd nickte ihm Jonas zu, deutete auf einen freien Sessel, sagte: „Mach' dir's doch auch bequem!" und nahm sich das nächste „Wochenblatt" vor. Plötzlich schlug er mit der flachen Hand auf den Zeitungsstapel, daß der Staub nur so aufwirbelte. „Na also!" rief er aus, strich mit Rotstift etwas an und reichte die Zeitung Wendtlandt hinüber. Dessen Blick huschte über die großformatige Seite, blieb am Inseratenteil bei der Rotstiftmarkierung hängen. „Wer vermietet für Ferienaufenthalt gegen Höchstgebot Wochenendheim in ruhiger Umgebung?" las er laut. Erstaunt blickte er zu Jonas auf.
„Lies weiter!" forderte der, „das ist noch nicht alles!"
„Angebote mit konkreten Hinweisen auf die Lage des Grundstücks sowie den möglichen Zeitraum erbeten unter ..." und so weiter. – Donnerwetter, wie bist du denn dahinter gekommen?"
Jonas sonnte sich ein wenig in der Bewunderung des anderen. „Durch intensives Nachdenken", konnte er sich dann nicht verkneifen zu antworten. „Doch Spaß beiseite. Mir ist aufgefallen, daß Hornings Grundstück ziemlich abseits am Walde liegt – die anderen beiden übrigens auch. Ich also hin zu Horning, ihn noch einmal ausgequetscht und schließlich gefragt, ob er nicht während der Urlaubszeit einmal vermietet hätte."
„Na und?" fragte Wendtlandt gespannt.
„Ja, und dann kam es. Vermietet habe er bisher noch nicht, aber schon daran gedacht und auf eine entsprechende Anzeige im ‚Wochenblatt' geschrieben, jedoch nie mehr etwas davon gehört."
„Raffiniert", stieß Wendtlandt hervor. „Solch ein Bursche. Gibt eine Annonce auf, erfährt aus den Angeboten, wann wer voraussichtlich wegfährt, sucht sich die passenden Grundstücke sowie Interessenten aus – die gibts haufenweise –, besorgt sich Nachschlüssel, und dann kontrolliert er vorsichtshalber noch einmal bei den Nachbarn, ob auch alles in Ordnung geht." ▶

Illustrationen: Wolfgang Würfel



„Ja, Günter, genauso denke ich mir das auch", bestätigte der Leutnant. „Und noch bevor die Eigentümer zurückkommen, holt er die Schlüssel unter dem Fußabtreter vor, inspiziert, ob noch alles so ist wie vor der ‚Vermietung' und verschwindet wieder."

Der Unterleutnant starrte sekundenlang vor sich hin; dann fuhr er wie elektrisiert auf. „Moment", sagte er. „Wer ein Inserat aufgibt, muß seinen Personalausweis vorlegen. Gib' mal die Zeitung her, ich schwirre gleich ab!"

Als er freudestrahlend wiederkehrte, blickte ihm Jonas mit solch trauriger Miene entgegen, daß er erstaunt fragte: „Was ist denn los, Heinz? Hat doch alles geklappt — oder etwa nicht?"

„Leider nicht. Ich habe die Personalangaben, die du telefonisch durchgegeben hast, gleich bei der Abteilung Meldewesen überprüfen lassen. Sie sind gefälscht. Der Personalausweis ging seinem Besitzer schon vor längerer Zeit verloren."

Mit verhaltenem Stöhnen ließ sich Wendtlandt in einen Sessel sinken. „Also, der Kerl ist mir über", murmelte er. „Was nun?"

Leutnant Jonas nahm einen Zettel vom Tisch. „Behalt' die Nerven, Junge", sagte er. „Noch haben wir Pulver auf der Pfanne. Hör zu!" Gemächlich begann er vorzulesen: „Suche Wochenendhäuschen zeitweilig zu mieten. Urlaubssaison nicht Bedingung. Angebote unter ... und so weiter."

Nachdenklich schaute ihm der Unterleutnant ins Gesicht. „Und du meinst ... ?"

„Ja, es wird wohl auf eine reine Fleißaufgabe hinauslaufen. Unter den Zuschriften auf unsere Annonce müssen wir jene herausfinden, deren Absender seinerzeit auch unserem speziellen Freund auf sein Inserat geantwortet haben, und dann ..."

„Ach, hör' schon auf", winkte Günter Wendtlandt ab, „ich weiß schon. Wenn wir Glück haben, sind ein paar darunter, die ihren Urlaub noch vor sich haben; dann heißt es, ihre Grundstücke zu beobachten. Warten und beobachten, darauf reduziert sich schließlich alles. Und wenn es dieses Jahr nicht klappt, dann warten wir auf die Annonce im nächsten Jahr — falls dieser Ganove sich bis dahin nicht eine andere Masche austüftelt. Na ja, nichts für ungut. Es mußte nur mal gesagt werden."

„Immer sprich dich aus", entgegnete Leutnant Jonas trocken. „Manchmal sind ganz interessante Gedanken dabei. Wir brauchen sowieso noch ein paar Versammlungsthemen."

Mit großen Augen blickten die beiden Kriminalisten mehrere Tage danach auf den ansehnlichen Poststapel, den ihnen ein Mitarbeiter auf den Tisch gebaut hatte. Alles Zuschriften auf ihr Inserat.

„Erstaunlich, wieviel Leute sich da eine kleine Nebeneinnahme sichern wollen", brach Heinz Jonas das Schweigen.

„Da sind doch bestimmt auch Kleingartenpächter darunter, die meines Wissens gar nicht vermieten dürfen", wunderte sich Wendtlandt.

„In diesem Falle soll mir das Wurst sein", erwiderte der Leutnant, nun doch ein wenig aufgeregter, als es sonst seine Art war. Hastig riß er mit dem Brieföffner den ersten Umschlag auf. Der Unterleutnant griff zur Schere. Plötzlich stutzte er.

„Schau mal, was ich hier habe! Da fragt einer an, ob wir ihm nicht die Angebote überlassen könnten, die uns nicht zusagen. Toll, was?"

Jonas schaute überrascht auf. „Absender?" fragte er knapp.

„Keiner. Antwort postlagernd. Stichwort ‚Ferienglück'."

„Könnte ein Spaßvogel sein, nicht?"

„Möglich. Könnte aber auch unser Mann sein! Oder?"

Gedankenvoll nickte der Leutnant. Wendtlandt ging langsam zur Tür. „Ich melde mich ab zum angegebenen Postamt."

„Weidmanns Heil!" sagte Jonas. „Die nächste Wache übernimmt dann Genosse Schreiber. Ich sage ihm Bescheid." Er ging daran, die Zuschriften nach den Absendepostämtern zu ordnen, damit bei den Befragungen überflüssige Fahrtstrecken vermieden würden.

Ärgerlich runzelte er die Stirn, als das Telefon schrillte. Er hatte im Vorzimmer doch extra gesagt: nicht durchstellen! Es mußte also etwas Wichtiges sein. Ein VP-Revier meldete sich; und je länger der Leutnant zuhörte, desto gespannter wurde sein Gesichtsausdruck.

„Also, ich wiederhole", sagte er, „dieser Herr Kunze hat auf dem Grundstück seines Freundes, Paulinenweg 27, einen Fremden bemerkt und angesprochen, einen angeblichen Mieter, der noch heute wieder abreisen will; und er wisse genau, daß sein Freund niemals vermiete. Danke! Ich werde mich darum kümmern!"

Es war schon ziemlich finster, als auf dem Grundstück Paulinenweg 27 Schritte über den Kiesweg knirschten. Eine Gestalt schlich zum Hauseingang, bückte sich zur Fußmatte. Schlüssel klirrten, dann knackte das Türschloß. In diesem Augenblick flammte ein greller Lichtstrahl aus einem Handscheinwerfer auf. Die Gestalt fuhr zusammen.

„Ach, sieh da", sagte Leutnant Jonas, aus seinem Versteck tretend, „mein alter Freund Justus Bleibtreu, genannt ‚Feile'. Welch ein Wiedersehen nach so langer Zeit!"

„Das ist alles ein Irrtum, Herr Kriminalrat", stöhnte „Feile" erschrocken. „Und Ladenkassen habe ich seit damals nie wieder geknackt."

„Aber immer noch die Vorliebe für schöngefeilte Schlüsselchen, nicht wahr?" meinte Jonas beinahe vergnügt. „Aber verändert haben Sie sich ganz gewaltig. Damals waren Sie noch rank und schlank."

„Das Alter, Herr Oberrat, das Alter. Und das neue Geschäft wäre beinahe eine so schöne Altersversorgung geworden."

„Ja, beinahe. Na, machen Sie sich nichts daraus. Ich schätze, jetzt wird Vater Staat wieder eine Weile für Sie sorgen."




TAKRAF
ADK 100
10-MP-AUTODREHKRAN
EIN
NEUES
SPITZENERZEUGNIS!
Kranteil vollhydraulisch
Geländegang
Allradantrieb
Differenzialsperre
(Bei Anfragen Angabe der Reg.-Nr. 3/68 erbeten)
VEB GEORGI DIMITROFF 3011 MAGDEBURG-BUCKAU

Blick über den Zaun

Fortsetzung von Seite 54

täuscht und bezweifelte schon, ob er richtig entschieden hatte. ‚Warum gerade mich?‘, hatte er gesagt. Überheblich ist er bei mir geworden, hat sich nicht entwickelt, dachte Klopf betrübt. So wird er es schwer haben woanders. „Gehen Sie jetzt zum Hauptfeldwebel. Er erwartet Sie“, sagte er ungewollt hart. Ich hätte ihm den Befehl erklären können, dachte er, als Brog schon draußen war. Der Ärger hatte ihn zurückgehalten.

Josef sagte kein Wort, als er die Stube betrat. Umständlich zündete er sich eine Zigarette an. Dann schloß er seinen Spind auf und fummelte gedankenlos darin herum. Er wußte, daß ihn die anderen beobachteten. Er spürte ihre Blicke im Nacken. Aber es störte ihn nicht. Es war ihm völlig gleichgültig. Sie waren alle irgendwie beschäftigt. Wehner blätterte in einer Zeitschrift. Kabel stopfte seine Socken. Er hatte immer was zu nähen und tat es fast mit Leidenschaft. Grütz lag auf dem Bett. Aber sicher schlief er nicht. Es war eine quälende Stille im Zimmer. Josef ließ sein Kochgeschirr auf die Erde fallen, als wollte er die verdammte Ruhe mit einer Bombe sprengen. Kabel räusperte sich. „Warst du beim Alten?“ fragte er teilnahmsvoll. Sie wußten es schon. Josef winkte mürrisch ab und ärgerte die anderen mit seiner dick aufgetragenen Gleichgültigkeit.

„Hast du etwa erwartet, der Alte diskutiert den Befehl mit dir durch?“ sagte Wehner. Er schneuzte sich laut die Nase und tat ernster als sonst.

„Klopf legt anderen keine faulen Eier ins Nest. Man hätte sich's eigentlich denken können“, sagte Grütz.

Josef packte schweigend seine Sachen zusammen. Was sollte er darauf auch sagen. Er wußte es nicht. Ich bin empfindlicher geworden, dachte er. Es muß so etwas sein. Morgen früh mußte er los. Zum Grübeln blieb kaum noch Zeit. Am Abend ging er noch einmal an den Zaun. Er stützte die Arme auf die stumpfen Latten und blickte irgendwo in die Ferne. Die Sonne war in den schwarzen Wäldern untergetaucht. Hinter den vielen Fenstern flammten Lichter auf und verloschen auch wieder. Ein stiller Wind wehte leise Musikklänge herüber. Josef fand keine Ruhe in seinem Blick. Mit Bitternis empfand er seine Einsamkeit. „Ich werde jetzt über den Zaun steigen und zur Schule gehen“, sagte er leise, aber entschlossen. „Jetzt sofort.“

Josef zog sich auf den Zaun, sprang auf der anderen Seite herunter und rannte los. Als er an der Schule war, schmerzte ihm die Lunge bei jedem Atemzug. Der Schweiß brannte auf der Stirn und verklebte die Haare. Die Fenster waren alle dunkel. Er öffnete die Hintertür und hastete die steile Treppe hoch. Er klopfte und rüttelte an der Tür. Es blieb alles ruhig. Enttäuscht stieg er wieder hinunter. Erst jetzt empfand er, daß es draußen kühler geworden war. Ein leichter Wind blies ihm ins Gesicht. Drüben am Zaun war alles still. Er ging über den Hof und vorn auf die breite Straße. Am Markt leuchtete eine knallrote Laterne, Josef steuerte darauf zu, wie ein verirrtes Schiff den Leuchtturm anvisiert. Am Eingang der Gaststätte standen drei Burschen herum. Sie begrüßten Josef überschwenglich. Er kannte sie aus der Kneipe am Bahnhof. Sein Zug war ihm damals vor der Nase weggefahren, und sie hatten das Übel gemeinsam begossen.

„Kommt mit rein. Ich schmeiß 'ne Lage“, sagte er. Er brauchte jetzt Gesellschaft. Sie drückten die Zigaretten aus und folgten ihm. Andrea stand hinter der Theke. Sie grüßte ihn und lächelte reizvoll. Er nickte mürrisch zurück und ließ die Gläser füllen. Er trank hastig und gedankenlos. Ohne Anteilnahme.

„Was ist los mit dir?“ fragte Andrea.

Er antwortete nicht.

„Ist drinnen Tanz?“ fragte er und hob den Arm zur Saaltür.

„Ja“, sagte Andrea, „dein Freund ist auch da“.

„Freund? Hab' ich nicht!“ sagte er.

Andrea schüttelte ihren schönen Kopf.

Da wurde die Saaltür geöffnet, und man konnte hineinsehen. Es war krachend voll und sehr laut. Plötzlich war er hellwach. Sein Rücken wurde ganz steif. Wie abgestorben waren die lauten Stimmen. Ganz tief drinnen hörte er sein Herz springen. Er spürte die Schläge im Hals und in den Armen.

In der Tür stand Mark und neben ihm die Lehrerin. Sie traten in den Gastraum. Sie paßt gar nicht hierher, dachte Josef. Er sah sie in einem Saal mit vielarmigen Kronleuchtern und reichverzierten Spiegeln. Parkettboden und Sektkübel. Und trotzdem war sie hier. In dem Schuppen, dachte er. Josef war ganz durcheinandergeraten. Sie gingen ganz dicht hinter ihm vorbei. Er glaubte sogar, daß ihr Kleid ihn gestreift habe. Da drehte er sich um. Mark blieb sofort stehen. „Josef?“ fragte er verwundert. „Hast du Ausgang?“

Josef beachtete die Frage nicht. Er hörte sie nicht. Er starrte die Lehrerin an. Sie lächelte freundlich. Dann nicht mehr.

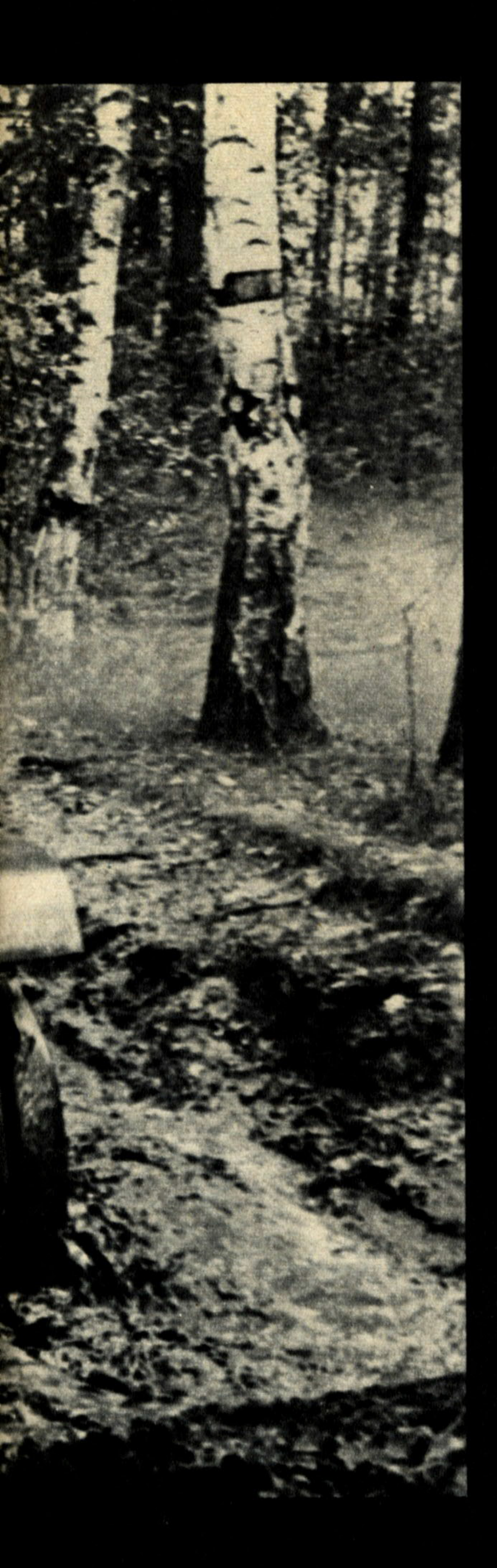
Josef wandte sich ab. Er konnte ihren Blick nicht durchstehen. Schwerfällig ging er zur Tür und schloß sie leise hinter sich. Ganz behutsam und vorsichtig.

Die Straße hatte der Regen blankgescheuert. Er hatte allen Unrat fortgeschwemmt. Ich habe etwas falsch gemacht, dachte Josef, als er in den Schein der klar spiegelnden Lichter trat. Ganz grundfalsch.

Aber der Druck war gewichen. Er dachte jetzt daran wie an einen abgetragenen Anzug, der schon lange zu eng geworden war. Und nun endlich waren die Nähte geplatzt und die alte Jacke mußte weg.

Er schritt die Straße hinauf, die steil anstieg und sauber war. Seine Schritte wurden immer schneller. Als hätte er Angst, er könne zu spät kommen.





Rohre aller Kaliber

Eine Betrachtung
zum Entwicklungsweg
der sowjetischen Artillerie

Von Horst R. Rein

Man nannte sie „Gott des Krieges", und sie zählt zu den wichtigsten und traditionsreichsten Waffengattungen der sowjetischen Landstreitkräfte. Im Großen Vaterländischen Krieg erhielten 137 Artillerietruppenteile den Gardetitel. Eintausendeinhundertsiebenundachtzigmal wurden Einheiten und Verbände der Artillerie mit Namen von ihnen befreiter oder eroberter Städte ausgezeichnet. An sowjetische Artillerieeinheiten wurden während des Krieges 2 184 Orden verliehen, 1 677 Artilleristen wurden zu „Helden der Sowjetunion" ernannt. Die Regierung der UdSSR ehrte insgesamt 1 200 000 sowjetische Artilleristen mit Orden und Medaillen.



Artillerie der Roten Armee im Kampf gegen die Weißen 1920 am Bug. Die 3-Zoll- (76-mm-) Feld-Schnellfeuerkanone Modell 1902 sowie die 122-mm-Haubitze (Bild) M 1910 gehörten zur Standardausrüstung der sowjetischen Artillerie während des Bürgerkrieges.



Schwere Haubitzen vom Kaliber 203 mm im Gefecht an der Kalininer Front 1942.

Sowjetische Rohrartillerie heute: 122-mm-Haubitze mit Dreiholmlafette wird feuerbereit gemacht.



Heute sind die Raketenwaffen die Hauptfeuerkraft der Sowjetarmee. Ihre Reichweite und Wirkung übertreffen die der Artillerie um ein Vielfaches. Diese völlig neuartigen Waffen machen die Rohrartillerie jedoch keineswegs überflüssig. Sie haben aber Formen und Methoden des Artillerieeinsatzes verändert, stellen der Artillerie neue Aufgaben, zu deren Bewältigung sich auch auf dem Gebiet der konventionellen Artilleriebewaffnung qualitative Umwälzungen vollziehen müssen. Aus diesem Grunde entwickelt die Sowjetunion die Artilleriesysteme ihrer Streitkräfte ständig weiter. Theorie und Praxis der sozialistischen Militärwissenschaft besagen, daß nur die Entwicklung und das Zusammenwirken aller Bereiche und Waffengattungen des modernen Militärwesens die Gewähr für den Sieg auf dem Gefechtsfeld bieten. So ist die Artillerie nach wie vor eine Waffengattung, deren Kampfwert größte Bedeutung beizumessen ist.

Als Sowjetrußland im Jahre 1918 den bewaffneten Kampf gegen die Übermacht der konterrevolutionären Weißgardisten und der imperialistischen Interventen aufnahm, war die Artillerie der Roten Armee nach Stärke und Material den ausländischen Armeen weit unterlegen. Sie konnte zwar einige leistungsfähige Geschützmodelle der ehemaligen zaristischen Armee zum Einsatz bringen – so die 3-Zoll- (76-mm-) Feld-Schnellfeuerkanone Modell 1902 und die 122-mm-Feldhaubitze Modell 1910 –, doch es fehlte vorwiegend an Munition und ausgebildeten Artilleristen. Wirkungsvolle Unterstützung erhielt die Feldartillerie der Roten Armee, wo es die örtlichen Gegebenheiten zuließen, durch Schiffsartillerie der Roten Flotte und Panzerzüge. Diese Panzerzüge wurden meist von der revolutionären Arbeiterschaft großer Industriebetriebe gebaut und erfolgreich zum Schutz des sozialistischen Vaterlandes eingesetzt.

Nach der siegreichen Beendigung des Bürgerkrieges leitete die Kommunistische Partei der Sowjetunion eine umfassende Rekonstruktion der Streitkräfte ein. Ihr Ziel bestand in der allseitigen Festigung und Erhöhung der Kampffähigkeit der Roten Armee. Gleichzeitig wurde damit begonnen, die Voraussetzungen für eine grundlegende technische Neuausrüstung der Streitkräfte zu schaffen. Der XIII. Parteitag der KPdSU (B) im Jahre 1924 steckte Inhalt und Methoden für diese wichtige Entwicklungsetappe ab. Für die Probleme der Artilleriebewaffnung wurde eine Sonderkommission geschaffen. Die Konstrukteure und Ingenieure dieser Kommission erarbeiteten die Unterlagen für eine 45-mm-Kanone, für eine 65-mm-Haubitze und für die 45-mm-Bataillonshaubitze M 1929. Das erste von sowjetischen Konstrukteuren entworfene und in einem sowjetischen Werk gebaute Geschütz war die 76-mm-Feldkanone M 1927. Sie war zur unmittelbaren Unterstützung der Kampfhandlungen von Infanterie und Kavallerie vorgesehen, besaß die relativ geringe Masse von 780 kp und war für schnelle Manöver geeignet. Die maximale

Schußweite betrug 8 550 Meter, die Feuergeschwindigkeit 12 Schuß in der Minute. Mit diesem Geschütz und seinen für heutige Verhältnisse recht bescheidenen Leistungsdaten war ein erster Anfang gemacht.

In der Folgezeit richtete sich die Aufmerksamkeit der Konstrukteure vorwiegend auf die Vervollkommnung der vorhandenen und erprobten Geschütztypen. Ihre Rohre wurden verlängert, die Lafetten modernisiert, neue Visiereinrichtungen geschaffen, die Munition verbessert. Durch die Verlängerung des Rohres der 76-mm-Feldkanone M 1902 auf 40 Kaliber erhöhte sich z. B. ihre maximale Schußentfernung von 8 500 auf 13 290 Meter. Jetzt lautete ihre Bezeichnung 76-mm-Divisionskanone M 1902/30. Bei der 122-mm-Haubitze M 1910 und bei der 152-mm-Haubitze M 1909 wurde der Ladungsraum vertieft und das Geschoßgewicht vergrößert, so daß ebenfalls die maximale Schußweite erhöht werden konnte. Die Modernisierung der 107-mm-Kanone M 1910 wiederum führte zur Erhöhung der maximalen Schußentfernung von 11 700 auf 16 250 Meter. Zur Verringerung des Rohrrücklaufes erhielt die M 1910/30 benannte 107-mm-Kanone eine Mündungsbremse.

Abgesehen vom Wert für die Modernisierung des bereits im Truppendienst befindlichen Artillerieparks der Roten Armee, der damit das Niveau der fortgeschrittensten imperialistischen Armeen erreichte, liegt die besondere Bedeutung dieser Arbeiten in der Sammlung wertvoller Konstruktions- und Produktionserfahrungen, in der Erprobung konstruktiver Detaillösungen sowie in der umfassenden Auseinandersetzung mit Grundproblemen der Geschützkonstruktion und -produktion. Der Wert dieser Periode liegt nicht zuletzt in der gründlichen Vorbereitung junger sowjetischer Waffenkonstrukteure auf die Aufgabe, eine neue Waffengeneration zu schaffen.

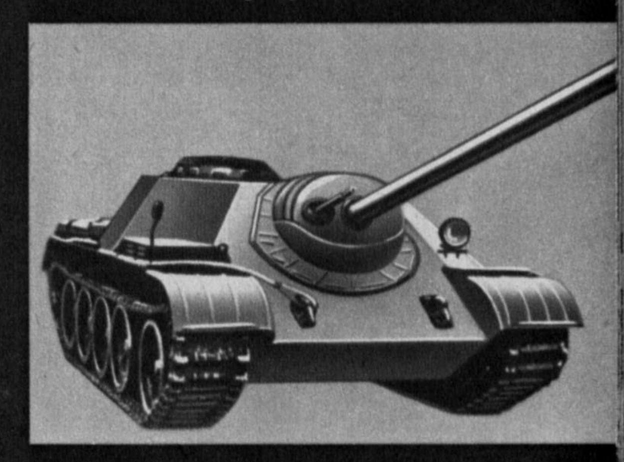
Die Neuausrüstung der Roten Armee mit Artilleriewaffen begann Anfang der dreißiger Jahre. Einer der ersten Schritte war, die bisher zur Panzerbekämpfung vorgesehene 37-mm-Kanone durch die 45-mm-Pak M 1932 mit einem horizontalen Schwenkbereich von 60° zu ersetzen. Mit dieser Entwicklung waren die sowjetischen Waffenkonstrukteure ihren imperialistischen Konkurrenten bereits um Jahre voraus. Die jungen sowjetischen Waffenkonstrukteure, die im ersten stürmischen Anlauf mit Können, Mut und Elan die Weltspitze auf ihren Spezialgebieten eroberten – sei es in der Geschützkonstruktion, im Panzerbau oder in anderen Bereichen –, repräsentierten in ihrem Metier die neue Generation der sowjetischen Intelligenz. In ihren Leistungen dokumentierten sie die Überlegenheit der sozialistischen Gesellschaftsordnung über das imperialistische System. Einer der Männer dieser Generation ist der Artilleriekonstrukteur Wassili Gawrilowitsch Grabin – heute Generaloberst der technischen Truppen und Held der sozialistischen Arbeit. Bereits 1934 wurde ihm die Leitung eines Konstruktionsbüros anvertraut. Sein Kollektiv beschäf-



Die leichte SFL SU 76, Baujahr 1942, war der erste Typ der im Großen Vaterländischen Krieg vorwiegend zur Panzerbekämpfung eingesetzten Selbstfahrlafetten. Sie stellte eine Kombination der 76-mm-Pak SIS-3 mit dem Fahrgestell des leichten Panzers T 70 dar.



Die schwerste sowjetische SFL des zweiten Weltkrieges, die 1944 in die Bewaffnung eingeführte ISU 152.



Selbstfahrlafette auf der Basis des mittleren Panzers T 54. Diese Entwicklung der frühen sechziger Jahre beweist, daß die sowjetischen Waffenkonstrukteure den erprobten Weg der Schaffung hochbeweglicher Sturmartillerie kontinuierlich fortsetzen.



Drei einer ganzen Generation: Generaloberst der technischen Truppen, Held der sozialistischen Arbeit W. G. Grabin; Generalmajor des Ingenieurtechnischen Dienstes, Held der sozialistischen Arbeit F. F. Petrow; Held der sozialistischen Arbeit B. I. Schawyrin (von links nach rechts). Zeichnungen: Hans Räde

tigte sich vorwiegend mit der Entwicklung von Geschütztypen mittleren Kalibers, so der 76-mm-Divisionskanone M 1936 (Norkin), der 76-mm-Divisionskanone M 1939 (Below/Rosanow), der 76-mm-Kampfwagenkanone F 34 für die Panzer T 34 und KW, der 76-mm-Kanone M 1942 (SIS-3), der 57-mm-Pak M 1943 (SIS-2) und der 100-mm-Pak M 1944.
An der Entwicklung großkalibriger Artilleriewaffen arbeitete Fjodor Fjodorowitsch Petrow. Seine Kanonen, Haubitzen und Kanonenhaubitzen gehörten über einen langen Zeitraum hinweg zur Standardbewaffnung der Sowjetarmee und sind auch heute noch in der Ausrüstung sozialistischer Streitkräfte anzutreffen. Als Bewaffnung von Selbstfahrlafetten waren Petrows Geschütze das Kernstück der überaus wirksamen sowjetischen Sturmartillerie des Großen Vaterländischen Krieges. Zu seinen bekanntesten Konstruktionen zählen die 122-mm-Haubitze M 1938/40, die 152-mm-Haubitze M 1943 und die 152-mm-Kanonenhaubitze M 1937.
1943 war jede zweite Artilleriewaffe, die von der Sowjetarmee gegen die faschistische Wehrmacht eingesetzt wurde, ein Granatwerfer. Mit ihrer Entwicklung ist der Name von Boris Iwanowitsch Schawyrin untrennbar verbunden. In seinem Konstruktiosbüro entstanden der 50-mm- (Kompanie-) Granatwerfer M 1938, der 82-mm- (Bataillons)- Granatwerfer M 1937, ein 107-mm-Gebirgsgranatwerfer und der 120-mm-(Regiments-) Granatwerfer M 1938. Besonders der letztere erwies sich als außerordentlich wirksam. Auf Grund seiner hervorragenden Gefechtseigenschaften ließ die faschistische deutsche Wehrmachtsführung ab 1943/44 etwa 8 000 Exemplare dieser bewährten Waffe als 12-cm-Granatwerfer M 1942 nahezu detailgetreu nachbauen und setzte sie nach dem Beispiel der sowjetischen Artillerie in Bataillonen zusammengefaßt ein.

Heute sind die bewährten Artilleriewaffen des Großen Vaterländischen Krieges in der Sowjetarmee und den Armeen ihrer Verbündeten fast alle durch Geschützmodelle einer neuen Generation abgelöst worden. Die neuen Waffen sind durch eine enorm vergrößerte maximale Reichweite – im zweiten Weltkrieg etwa 17 000 Meter, heute bereits 30 000 Meter und mehr –, erhöhte Treffergenauigkeit und -dichte gekennzeichnet. Bei einigen Modellen ermöglichen Standsockel (Pivot) und Dreiholmlafetten einen Rundumbeschuß und vergrößern gleichzeitig die Standfestigkeit beim Schießen. Die Entwicklung von Selbstfahrlafetten oder Motorantrieben für einzelne Artilleriesysteme wird fortgeführt. Um die Geschütze unempfindlicher gegen Kernwaffendetonationen zu machen und sie auch bei Lufttransporten und Fallschirmabwürfen einsetzen zu können, werden Abmaße und Massen ständig verringert. Im Interesse einer schnellen und universellen Ausbildung der Truppen sowie aus produktionstechnischen und ökonomischen Erwägungen werden Lafetten, Verschlüsse, Zieleinrichtungen und Munitionsteile verschiedener Artilleriesysteme zunehmend standardisiert. Die Entwicklungskonzeptionen für neue Waffen tendieren zur Mehrzweckwaffe, die mit Erfolg sowohl gegen Erdziele der verschiedensten Art als auch gegen Luftziele eingesetzt werden kann.
Im Verein mit gelenkten Panzerabwehrraketen sowie reaktiven Geschoßwerfern zur Bekämpfung von Flächenzielen bilden die verschiedenen Typen der Rohrartillerie in den sowjetischen Streitkräften sowie in den Armeen des Warschauer Vertrages heute ein vielseitiges, spezialisiertes und aufeinander abgestimmtes, hochwirksames Waffensystem.

120-mm-Granatwerfer beim nächtlichen Feuern.

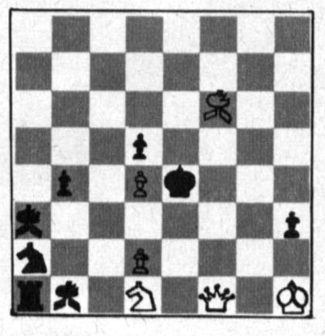


KREUZWORTRÄTSEL

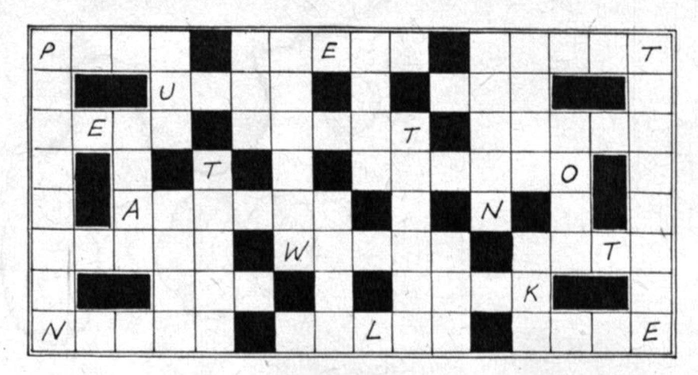
Waagerecht: 1. kleine quadrat. Fahne, 7. Angeh. des med. Dienstes, 11. jüdischer Gesetzeslehrer, 12. Binnenschiffer mit abgeschlossener Lehre, 15. russ. Dichter („Ein Held unserer Zeit"), 18. Scheuersand, 19. europ. Staat, 22. früherer Name Tokios, 23. Nebenfluß der Elbe, 25. Nebenfluß der Aller, 26. poln. LKW, 28. einjähriges Fohlen, 31. Amtstracht, 32. Schwund, Gewichtsverlust, 33. Bestandteil des Erdöls und Benzins, 35. bulgar. Flugverkehrsgesellschaft, 38. estn. Hafenstadt, 40. Nebenfluß der Donau, 41. mittelamerikanischer Staat, 43. Komponist der „Czardasfürstin", 44. Insel vor der Küste Venezuelas, 45. Nebenfluß des Kongo, 46. Ende der Kommandobrücke, 48. berühmter brasil. Fußballspieler, 50. Musikinstrument, 53. mittelital. Provinzhauptstadt, 56. Pelztier, 58. Flüßchen im Harz, 60. Sportklasse, 61. franz. Maler, 64. deutscher Physiker und Astronom (1840–1905), 66. alkoh. Getränk, 68. Nebenfluß der Donau im Banat, 71. poln. utop. Schriftsteller, 73. franz. Schriftsteller von Weltgeltung, 75. Beiboot, Ruderboot, 76. Bremsstoff im Kernreaktor, 78. griech. Inselgruppe, 79. Friedenssymbol, 80. Südfrucht, 81. altägyptische Königin.

Senkrecht: 2. vorgeschichtl. Stadt in Kleinasien, 3. nordostbrasil. Hafenstadt, 4. weibl. Vorname, 5. Roman von G. Nikolajewa, 6. norweg. Mathematiker, 7. Lendenstück von Rind oder Schwein, 8. Schachfigur, 9. schluchtenartiges Tal, 10. Mensch, Tier oder Pflanze aus den Tropen, 13. deutsches Schriftstellerehepaar, 14. griech. Siegesgöttin, 16. Stammvater eines sagenhaften Riesengeschlechts, 17. Musikhalle, 20. Stadt in Griechenland, 21. Name der Themse bis Oxford, 23. europ. Hauptstadt, 24. Singstimme, 25. Stadtverkehrsmittel, 27. Nebenfluß der Donau, 29. Teil des Fußballfeldes, 30. Wirklichkeitssinn, 34. militär. operativer Verband, 35. Straßenzug, 36. Schachfigur, 37. Giraffenart, 39. berühmter ital. Geigenbauer, 40. Nebenfluß der Donau, 42. Stadt im Bezirk K.-Marx-Stadt, 47. griech. Gebirge, 49. Öl.- und Faserpflanze, 51. Wacholderschnaps, 52. Hohlmaß, 54. erfolgreicher Fernsehfilmautor, 55. Abfluß des Ladogasees, 56. Textilfärbverfahren, 57. angelsächs. Männername, 59. Fluß in Spanien, 60. Strand von Venedig, 62. Kurort in der Schweiz, 63. Stadt im Harz, 65. Saum, 67. Auswüchse am Geweih, 69. brachliegendes Grasland, 70. Mitglied des Politbüros des ZK der SED, 72. Kratersee, 74. Teil der MPi, 75. Haltetau der Gaffel.

SCHACH



Matt in drei Zügen (E. Vissermann).



1. berühmter Panzerkreuzer der russ. Schwarzmeerflotte, 2. franz. fortschrittl. Schriftsteller, 3. Sinnesorgan, 4. Maskenkostüm, 5. männl. Vorname, 6. Komponist der Oper „Martha", 7. kabarettist. effektvoller Einfall, 8. Hauptstadt Afghanistans, 9. Schweifstern, 10. niedere Pflanze, 11. soldat. Tugend, 12. Abfluß des Ladogasees, 13. größter Strom Westafrikas, 14. Nebenfluß der Wolga, 15. Spezialgeschütz, 16. Turngerät, 17. nord. Hirschart, 18. Nebenfluß der Elbe, 19. sumpfiges Gelände, 20. Stadt an der Kama, 21. Titelgestalt einer Liebestragödie von Shakespeare, 22. altes Längenmaß, 23. Empfangszimmer, 24. Turngerät, 25. chem. Kampfstoff, 26. Verwaltungskörperschaft, 27. Kommandostelle eines Truppenteils, 28. alte Münze, 29. Getränk, 30. Bildunterschrift, 31. Stierkämpfer, 32. Blasinstrument, 33. sowj. LKW, 34. Fluß in die Nordsee.

▲ KREUZGITTER

Folgende Begriffe sind – unabhängig von Reihenfolge und Richtung – in die Figur einzusetzen.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ab – ar – bahn – chung – de – del – fen – flug – ge – gen – in – in – kom – la – le – le – le – na – paß – rat – rett – rie – rist – se – shan – sit – sprung – streich – til – tou – ty – wehr – wei – weit – wi – za – zap – sind dreizehn Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, eine Waffe zur Flugzeugbekämpfung.

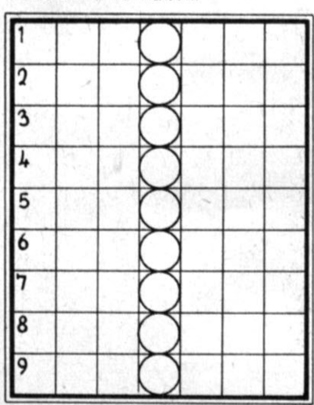
1. militär. Abendsignal, 2. leichtathlet. Disziplin, 3. sowj. Reisebüro, 4. Erläuterung auf Landkarten, 5. med. Heileinrichtung, 6. Anzeige, 7. Winkel zwischen Magnetisch-Nord und Gitter-Nord, 8. Feuerwaffe, 9. Matrosenlied, 10. Weg des Geschosses, 11. chem. Kampfstoff, 12. Waffengattung, 13. Orientierungsmittel.

FULLRÄTSEL

Es sind neun waagerechte Wörter zu suchen.

1. Halbinsel in Südwestasien, 2. Provinz der Republik Kongo, 3. Haltestelle, 4. Schmarotzer, 5. Singvogel, 6. Bergwerksgang, 7. Stadt in Italien, 8. Gedichtabschnitt, 9. deutscher Schriftsteller (1953 gest.).

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben der Kreisfelder – von oben nach unten gelesen – eine militärische Formation.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 1/1969

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Front, 4. Elias, 8. Kegel, 12. Basis, 15. Reni, 16. Dipol, 17. Lava, 18. Cello, 19. Geyer, 20. Kisch, 21. Creme, 23. Gold, 24. Legat, 25. Hockey, 26. Sage, 29. Sen, 30. Ren, 32. Graz, 34. Blende, 37. Agenda, 40. Sete, 42. Udine, 44. Wende, 46. Lwow, 49. Plural, 51. Linie, 52. Eiland, 54. Tell, 55. Isar, 56. Ornis, 57. Radio, 58. Sieg, 59. Oper, 61. Manila, 64. Elend, 66. Rakete, 69. Alai, 72 .Fanal, 74. Liebe, 76. Iran, 77. Balkan, 80. Krakow, 81. Reis, 83. Ger, 85. Ase, 87. Inka, 90. Selene, 93. Norma, 94. Kant, 96. Biene, 97. Alaun, 98. Manet, 99. Erpel, 100. Adda, 101. Gomel, 102. Moor, 103. Speer, 104. Amrun, 105. Repin, 106. Zarge. – **Senkrecht:** 1. Fuchs, 2. Orlog, 3. Trog, 4. England, 5. Lied, 6. Adele, 7. Sirene, 8. Kokarde, 9. Elite, 10. Elch, 11. Lahore, 12. Back, 13. Steyr, 14. Sterz, 22. Regal, 27. Adel, 28. Eber, 29. Seni, 31. Nadir, 33. Aho, 35. Eule, 36. Dill, 38. Gel, 39. non, 40. Sparta, 41. Tundra, 43. Enzian, 44. Weigel, 45. Neapel, 47. Winter, 48. Westen, 50. Atom, 53. Dora, 58. Slang, 59. Oder, 60. Erek, 62. Aal, 63. Ifa, 65. Nike, 67. Kiwi, 68. Tank, 70. Lie, 71. Ibsen, 73. Agronom, 75. Balaton, 78. Kanada, 79. Kammer, 81. Rebus, 82. Isere, 84. Enugu, 86. Saale, 88. Neper, 89. Allee, 91. Lear, 92. Elam, 94. Kemi.

RÄTSELSCHNECKE. Von außen nach innen: Regen – Netto – Leber – Not – Nabe – Isel – Leder – ein – Ara – Hase – Damm – Makel – Omen – Hast – Sen. – **Von innen nach außen:** Nest – Sahne – Mole – Kamm – Made – Sahara – Niere – Delle – Sieb – Anton – Rebe – Lot – Tenne – Ger.

BAUSTEINCHEN. „Der Marxismus ist kein Dogma, sondern eine Anleitung zum Handeln."

ZUM RECHNEN

$F = m \cdot a$

$F_r = \mu \cdot m \cdot g$

$\mu \cdot m \cdot g = m \cdot a$

$\mu = \frac{a}{g}$

$\left(a = \frac{v^2}{2 \cdot s}\right)$

$\mu = \frac{v^2}{2 \cdot s \cdot g}$

$\mu = \frac{144\ m^2 \cdot s^2}{50\ m \cdot 9{,}81\ m \cdot s^2}$

$\underline{\mu \approx 0{,}29}$

BUCHSTABENSTREICHEN. „Für Feinde führt kein Weg nach Moskau, den Freunden aber öffnen wir das Herz."

SCHACH. Adabascheff zeigt einen glänzend konstruierten Kreuzschachwechsel. Die Satzmatts 1. . Dh4 †; 2. Sf6 und 1. . . D:b4 †; 2. Sd6 werden nach dem Schlüssel 1. Ta5! (drohend 2. Db5 matt) in 1. . . Dh4 † Sg5 bzw. 1. . . D:b4 †; 2. Sc5 matt verändert. Anderes leicht.

Geo-„Forscher“ im Weltraum

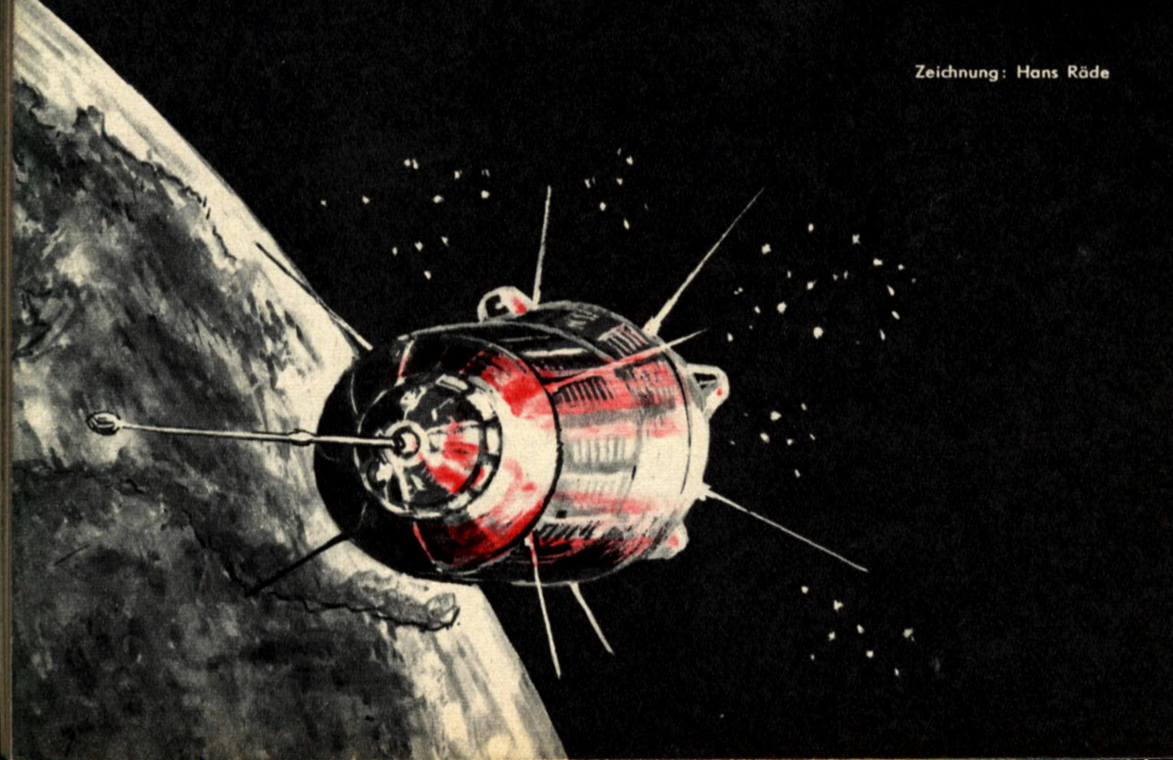
Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die immer wiederkehrende Frage nach den praktischen Nutzanwendungen der Raumfahrttechnik bildet fast schon einen gewohnten Bestandteil der meisten Diskussionen, denen sich die Vertreter der Raumfahrtforschung in der Öffentlichkeit ausgesetzt sehen. Die nicht unerheblichen Aufwendungen, die dafür insgesamt erforderlich sind, lassen das gesteigerte Interesse an diesem Diskussionsgegenstand durchaus verständlich erscheinen.

Einer dieser Bereiche, in dem von der Raumfahrttechnik ein beträchtlicher Beitrag für die weiteren ökonomischen und gesellschaftlichen Fortschritte der Menschheit geleistet wird, der jedoch zum augenblicklichen Zeitpunkt meist sehr wenig Beachtung findet, ist der Einsatz von Erdsatelliten zur Erweiterung der klassischen Forschungsmethoden auf dem Gebiet der Geowissenschaften (Meteorologie, Geologie, Ozeanologie usw.). In jedem Jahr erwachsen der Menschheit aus meteorologischen und geologischen Katastrophen Milliardenschäden. Nur etwa 30 % der bebaubaren Landgebiete werden heute, nicht zuletzt wegen mangelnder Erschließungsarbeiten, für landwirtschaftliche Zwecke genutzt. Schädlings- und Krankheitsbefall sowie Unwetter vernichten jährlich ungefähr 20 % der gesamten Welternte. Im Kampf gegen diese Katastrophen kann für die rapide anwachsende Menschheit nicht zuletzt vom möglichst globalen Einsatz modernster wissenschaftlicher und technischer Mittel eine ganz entscheidende Hilfe erwartet werden. Die Satellitentechnik kann und wird hierbei ein wesentlicher Faktor sein.

Ein auch der Öffentlichkeit schon gut bekanntes Teilgebiet des Einsatzes von geowissenschaftlichen Satelliten, in dem sich übrigens die dafür geleisteten Aufwendungen schon längst mit hohen Zinsen auszuzahlen begonnen haben, ist die Meteorologie. Wettersatelliten leisten heute für die meteorologische Grundlagenforschung, zur Wettervorhersage und vor allem im Unwetterwarndienst hervorragende Beiträge. Alljährlich werden dadurch in See- und Luftverkehr sowie in der Landwirtschaft enorme Beträge eingespart oder gewonnen und im Bevölkerungsschutz zahllose Menschenleben erhalten. In diesem Rahmen nimmt das aus „Kosmos“-Satelliten aufgebaute sowjetische Wettersatelliten-System „Meteor“ einen hervorragenden Platz ein.

Zeichnung: Hans Räde



Zu einer wichtigen Ergänzung der durch „normale" Wettersatelliten zu erhaltenden Informationen (Wolkenbedeckung und -formationen, Strahlungsmessungen) soll in Zukunft ein bemerkenswertes Verfahren beitragen. Es geht dabei um umfassende Messungen von Wetterparametern (Druck, Temperatur, Feuchtigkeit, Windgeschwindigkeit) innerhalb der Atmosphäre und zwar in verschiedenen Höhenstufen (z. B. 6, 12, 24 km). Ein derartiges weitgespanntes Netz lokaler Daten würde zweifellos erheblich zu einer grundlegenden Verbesserung der Wettervorhersage beitragen. Das neue Verfahren sieht nun vor, nach modernsten Technologien entwickelte und auf lange Lebensdauer ausgelegte Wetterballons in den betreffenden Höhen sozusagen in der Erdatmosphäre „schwimmen" und über große Strecken „driften" zu lassen. Wie erste Erprobungen gezeigt haben, können diese Ballons sogar mehrfach den Erdball umrunden. Die Meßdaten der mitgeführten Geräte sollen dann von einem kleinen Sender einem Spezialsatelliten zugestrahlt werden. Dieser Satellit sammelt bei seinem Umlauf ununterbrochen die Meßwerte vieler Ballons und „liefert" sie schließlich bei einer Bodenstation ab.

Ein bisher weniger bekannt gewordener wichtiger Einsatz von geowissenschaftlichen Satelliten betrifft das Gebiet der Geodäsie. Es geht dabei um zwei Hauptprobleme: erstens um das Vermessen und Kartieren der Erdoberfläche und zweitens um die Bestimmung von Masse und Gestalt der Erde sowie der Struktur ihres Gravitationsfeldes. Für die Vermessung der Erdoberfläche ist es bedeutsam, daß mit Hilfe der Satelliten erstmalig ozeanüberspannende Anschlüsse von territorialen (kontinentalen) Vermessungsnetzen möglich wurde. Innerozeanische Inseln konnten früher nur mit einer Genauigkeit von einigen hundert Metern in ihrer Lage bestimmt werden, mit Satelliten kann man Genauigkeiten von weniger als zehn Metern erreichen.

Darüber hinaus sind von der Erdoberfläche bisher nur etwa 25 % der Landgebiete mit Karten im Maßstab von 1 : 250 000 und besser erfaßt, und für sogar nur 2 % sind Karten von 1 : 25 000 vorhanden. Von diesem eklatanten Mangel an genauen Kartierungsgrundlagen sind fast ausschließlich die weniger erschlossenen oder entwickelten Länder betroffen. Genaue Karten sind aber bekanntlich unerläßlich, um ein Land wirtschaftlich zu erschließen, das heißt für Straßenbau, Planung von Staudämmen und Bewässerungsanlagen sowie für Arbeiten in der Land- und Fortwirtschaft, im Bergbau und in der Landesplanung allgemein. Eine tatsächliche ökonomische Lösung dieser Probleme ist nur mit Hilfe fotografierender geodätischer Satelliten möglich.

Die gravimetrischen Arbeiten geodätischer Satelliten (Erdschwerefeld) liefern neue und im wahrsten Sinne des Wortes „tiefgehende" Informationen über den inneren Aufbau der Erde, womit auch die Lokalisierung von wirtschaftlichen, also abbaufähigen Minerallagerstätten verbunden ist. Weiterhin könnte durch zusätzliche Infrarotmessungen ein Überwachungsdienst der irdischen Vulkane aufgebaut werden, ebenso für Seebeben mit Hilfe von Radarmethoden. Derartige geologische Satelliten könnten vermutlich sogar mit Infrarotmessungen helfen, die Erdwärme als Energiequelle zu nutzen. Der praktische Wert geodätischer und geologischer Satelliten steht somit kaum dem der Wettersatelliten nach, er ist für die Zukunft gesehen vielleicht sogar noch größer.

Es zählt zweifellos zu den wichtigsten Erkenntnissen der letzten Jahre, daß die Weltmeere in Zukunft wahrscheinlich zur bedeutendsten Nahrungsmittel- und Rohstoffquelle der Menschheit werden. Bekanntlich zählen etwa 71 % der Erdoberfläche zu diesem Bereich, der andererseits heute noch als weitgehend unerschlossen gelten muß. Die ungeheure Ausdehnung der Meere läßt aber mit konventionellen Mitteln, wie Schiffen und Flugzeugen, die notwendige großräumige Erfassung der ozeanologischen Erscheinungen und Parameter ebensowenig zu, wie es analog in der Meteorologie der Fall ist. Entsprechende Spezialsatelliten, die entweder aus der Umlaufbahn selbstmessend arbeiten oder wie in der Meteorologie die Meßwerte von stationären oder driftenden Bojen sammeln, sind auch hier in der Lage, die sonst unüberbrückbare Lücke mit ökonomisch tragbarem Aufwand zu schließen. Bisherige Versuche zeigten, daß sich auf diesem Wege die unterschiedlichen Meeresströmungen nachweisen lassen, wodurch nährstoff- und damit auch fischreiche Regionen lokalisiert werden können.

Abschließend sei noch auf die Perspektiven des Satelliteneinsatzes in der Wirtschaftgeographie hingewiesen, wobei in erster Linie Land- und Forstwirtschaft berührt werden. Durch spektrale Untersuchungsmethoden soll eine weltweite Vegetationskartierung angestrebt werden, die zu globalen Einschätzungen (Ernteaussichten, potentielle Entwicklungsgebiete) führen könnten. Mit den gleichen Methoden wird man auch großräumig auftretenden Schädlings- oder Krankheitsbefall leichter erkennbar machen. Andere Verfahren werden die Überwachung erosionsgefährdeter Gebiete erleichtern sowie die Entdeckung von Waldbränden in unzugänglichen Bereichen möglich machen.

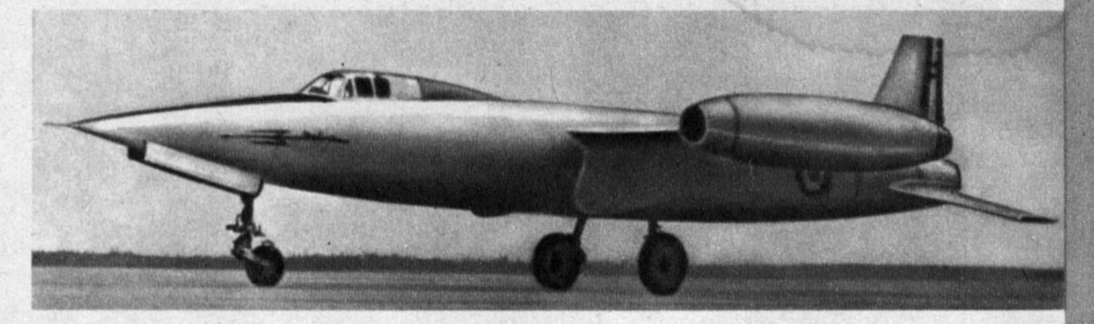
ARMEE-RUNDSCHAU 2/1969 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Leichtes Abfangjagdflugzeug S. O. 9050 Trident II (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	2 625 kg
Max. Startmasse	5 150 kg
Spannweite	6,90 m
Länge	13,00 m
Höhe	3,20 m
Tragflügelfläche	14,50 m²
Höchstgeschwindigkeit	über 2 Mach
Dienstgipfelhöhe	18 000 m
Bewaffnung	1 Luft-Luft-Rakete unter dem Rumpf
Triebwerke	2 Turbinenluftstrahltriebwerke Turbomeca Gabizio an den Tragflügelenden, je 1 100 kp Schub ohne Kraftstoffnachverbrennung, je 1 500 kp Schub mit Kraftstoffnachverbrennung; 1 Raketentriebwerk SEPR 631 im Rumpfheck mit 3 000 kp Schub.
Besatzung	1 Mann

Die S. O. Trident II ist die Weiterentwicklung der S. O. 9000 Trident I, die etwa 1950 als Experimentalflugzeug entwickelt wurde.



ARMEE-RUNDSCHAU 2/1969 | TYPENBLATT | HANDFEUERWAFFEN

Pistole TT 33 (Tokarew-Tula) (UdSSR)

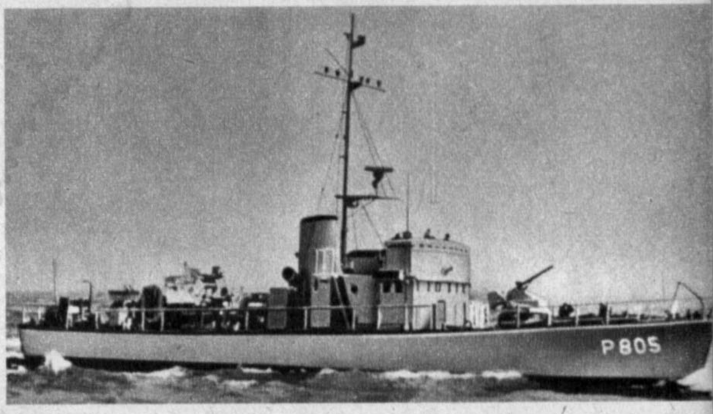


Taktisch-technische Daten:

Kaliber	7,62 mm
Gesamtlänge	195 mm
Länge des Laufkanals	116 mm
Länge der Visierlinie	156 mm
Masse ohne Patronen	854 g
Masse mit Patronen	940 g
Magazininhalt	7 Patronen
Masse der Patrone	10,2 bis 11,0 g
Masse des Geschosses	5,52 g
Anfangsgeschwindigkeit	420 m/s
Günstigste Schußentfernung	bis 50 m
Flugweite d. Geschosses	800 bis 1 000 m
Praktische Feuergeschwindigkeit	32 Schuß/min

Die Pistole TT 33 wurde bereits 1930 in die Rote Armee eingeführt, damals noch unter der Bezeichnung TT 30. Nach einigen Änderungen war sie als TT 33 bis in die fünfziger Jahre die persönliche Waffe der Offiziere und Spezialisten der Sowjetarmee und anderer sozialistischer Armeen.

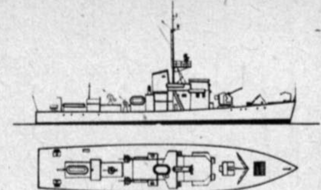
U-Jäger Typ US-SC Balder (Holland)



Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typ	149 ts
– maximale	225 ts
Länge	36 m
Breite	6,2 m
Tiefgang	1,8 m
Höchstgeschwindigkeit	15,5 kn
Bewaffnung	40-mm-Flak, 3 × 20-mm-Geschütze, Wasserbomben-Salvenwerfer, 2 × Wasserbombenwerfer für je eine Bombe
Antriebsanlage	Diesel, 1 050 PS, 2 Schrauben
Besatzung	27 Mann

Typ Balder ist ein kleiner U-Jäger, er geht von der Konstruktion her auf den amerikanischen Typ zurück (US-SC = Submarine chaser). Die Fahrzeuge wurden 1953 auf Kiel gelegt und 1955 in Dienst gestellt.



ARMEE-RUNDSCHAU
2/1969

TYPENBLATT

KRIEGSSCHIFFE

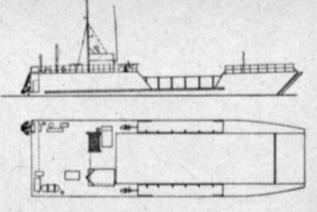
Landungsboot Typ LCU/LCT (Dänemark)



Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	
– Typ	150 ts
– maximale	310 ts
Länge	37 m
Breite	9,7 m
Tiefgang	1,2 m
Höchstgeschwindigk.	10 kn
Bewaffnung	2 × 20-mm-Geschütze (Einzellaf.)
Ladevermögen	4 mittl. Panzer oder 200 t Last oder 80 Mann mit Bewaffn.
Antriebsanlage	3 Diesel mit insges. 675 PS; 3 Schrauben
Besatzung	12 Mann

Die Landungsboote dieses Typs sind Panzerlandungsboote amerikanischer Herkunft. Sie wurden bereits 1943/45 in den USA gebaut. Neben dem Transport von Mannschaften und Material können die Boote auch zum Minenlegen eingesetzt werden.





Alles braucht seine Zeit

Der Vormarsch der starken Männer vom ASK

von Eberhard Bock



Eröffnung der Olympischen Spiele. 40 000 Luftballons steigen in Mexikos Himmel, mit ihnen Wünsche, Hoffnungen, Erwartungen. Daß die der Sportler unserer Republik nicht platzten wie Luftballons, dafür sorgten die DDR-Athleten selbst mit ihren großartigen Leistungen. Auch die ASK-Werfer hatten ihren Anteil am hervorragenden dritten Platz der DDR in der Nationenwertung.

Manfred Stolle, seit Jahren zuverlässiger, beständiger 80-Meter-Werfer.

Mexiko-Stadt. Die Zeit des Wartens, des Abwägens der Chancen und des Pläneschmiedens ist vorüber. Nun gilt es! Dieter Hoffmann, unser in diesem Jahr überraschend in die Weltspitze der Kugelstoßer vorgestoßener Oberfeldwebel der Nationalen Volksarmee, kennt die Atmosphäre Olympischer Spiele von Tokio her. Vor vier Jahren trennten ihn im Meji-Stadion mehr als drei Meter vom Sieger Dallas Long. Ein Klassenunterschied. Heute wird es hoffentlich anders aussehen. Im Juni hatte Dieter Hoffmann als erster Europäer die 7,257 kg schwere Kugel über die 20-m-Marke gestoßen. Er ist nun der erste der DDR-Werfer und auch der erste seiner Kameraden vom ASK, der sich olympisch zu bewähren hat.
Der Wettkampf beginnt und ist – wie sich später herausstellt – bereits nach vier Stößen entschieden. Matson (USA) legt als erster 20,54 m vor, der neue Europarekordmann Eduard Guschtschin (UdSSR) läßt 20,09 m folgen, Dieter kommt auf genau 20,00 m und George Woods, der zweite Amerikaner, stößt 20,12 m. Nur neun Zentimeter trennen Dieter von der Bronzemedaille, nur Zwölf von der Silbernen. Und doch war das einfach nicht zu schaffen. Die Nerven! Sie lassen nicht mehr die notwendige Konzentration zu. Technische Fehler schleichen sich ein. Doch den anderen geht es ebenso. Und selbst Weltrekordler Matson fürchtet die Konkurrenz bis zum letzten Stoß.

●

Diesem großartigen, vor einem Jahr einfach nicht zu erwartenden vierten Platz von Dieter Hoffmann folgte durch Hartmut Losch im Diskuswerfen ein weiterer vierter Rang, Günter Schaumburg wurde bei seinem ersten Einsatz in der Nationalmannschaft Olympiazehnter, Manfred Stolle erkämpfte sich trotz wochenlanger Verletzung den fünften Platz und Helmut Baumann wurde Achter im Hammerwerfen.
Ja, die ASK-Werfer hatten sich toll gesteigert im zurückliegenden Jahr. Als sie sich in den letzten Oktobertagen des vorolympischen Jahres zusammensetzten und den Weg für eine Mexiko-Teilnahme absteckten, war klar, daß das nur durch einen gewaltigen Leistungsaufschwung zu erreichen war. ▶

In jenen Tagen zeigte sich, zu welch starkem Kollektiv sie bereits zusammengewachsen waren. Hartmut Losch „spitzte" seine Trainingskameraden an: „Natürlich kann man vielleicht erschrecken, wenn man diese enormen Leistungen vor sich sieht und unseren Abstand dazu. Doch haben wir nicht alle unsere Reserven? Dieter hätte ohne seine Verletzungen sicher auch schon über 19 m gestoßen. Helmut ist lange reif für 67 m im Hammerwerfen. Manfred hat uns gezeigt, daß man trotz langwieriger Verletzungen viel Boden wieder gutmachen kann." Hartmut war bis dahin der einzige medaillengeschmückte ASK-Werfer. Doch gerade sein zweiter Platz in Budapest über nach der Papierform bedeutend bessere Athleten, zeigte auch, was alles möglich ist, wenn man sich konsequent vorbereitet, wenn man die bisher gesammelten Erfahrungen beachtet. Wenn man die ganze Person hinter ein großes Vorhaben stellt.

Was bisher im Wurf bei Olympischen Spielen von Athleten ihrer Trainingsgruppe erreicht worden war, war nicht weltbewegend. 1956, beim ersten olympischen Start von DDR-Leichtathleten, war überhaupt noch kein Werfer dabei. 1960 in Rom standen immerhin Fritz Kühl und Klaus Peter in der Mannschaft. Doch bedeutete für sie bereits die olympische Qualifikation, dieses nerven- und kräftezehrende Examen vor dem eigentlichen Wettbewerb, das „Aus". 1964 in Tokio waren Hartmut Losch und Dieter Hoffmann dabei und wurden Elfter und Zwölfter.

Schon damals, nach der Rückkehr aus Japan, hatten sie sich geschworen, daß etwas geschehen müsse. Das damalige „wir müssen besser trainieren, müssen die Methoden der Weltbesten übernehmen", galt auch für das Olympiajahr. Doch das war oft leichter gesagt als getan. Trainieren wie die Weltbesten, das bedeutete, Kniebeugen mit 250–280 kg Belastung zu machen. Das hieß im Bankdruck, also auf dem Rücken liegend, nur mit den Armen die Hantel drückend, bis zu 240 kg zu bewältigen. Das konnte man sich nicht einfach vornehmen und vollbringen. Das wollte vorbereitet sein. Muskeln und Bänder, Gelenke, der gesamte Organismus mußten auf diese enorme Belastung eingestellt werden.

In dieser Phase benötigten sie Hilfe. Die sowjetischen Hammerwerfer, Weltklasse seit Jahren, luden sie zum gemeinsamen Training ein. „Die Kraft", sagte Olympiasieger Romuald Klim, „ist nur die eine Seite. Bei schlechter Technik werdet ihr nicht weiter werfen. Von 50 Würfen muß einer wie der andere aussehen. Und noch etwas ist wichtig – die Geschwindigkeit, mit der gedreht wird."

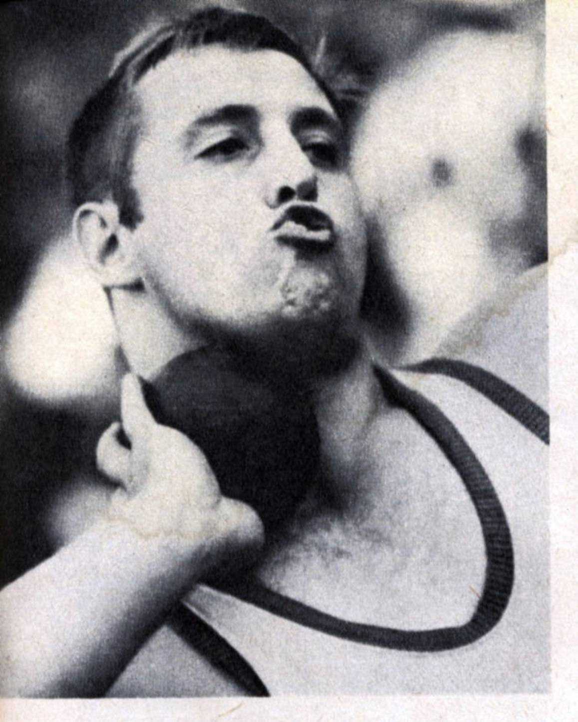
Einige Werfer, bekanntester Vertreter ist der westdeutsche Uwe Beyer, versuchten bereits, mit vier Drehungen zu werfen, um die Geschwindigkeit zu steigern. Klim hält nicht viel davon: „Drei Drehungen – drei Fehler, vier Drehungen – noch mehr Fehler."

Der Olympiasieger hielt mit Ratschlägen nicht hinter dem Berg. Es gab keine Geheimnisse.



Dieter Hoffmann in Aktion. Nur Zentimeter trennten ihn in Mexiko von den Medaillenplätzen. Konzentration auf den Stoß, Kraft und perfekte Technik (um die Kraft auch





in Weite umzusetzen) – notwendige Voraussetzungen für eine Zwanzig-Meter-Weltklasseleistung. Einiges davon drücken wohl unsere Fotos aus.



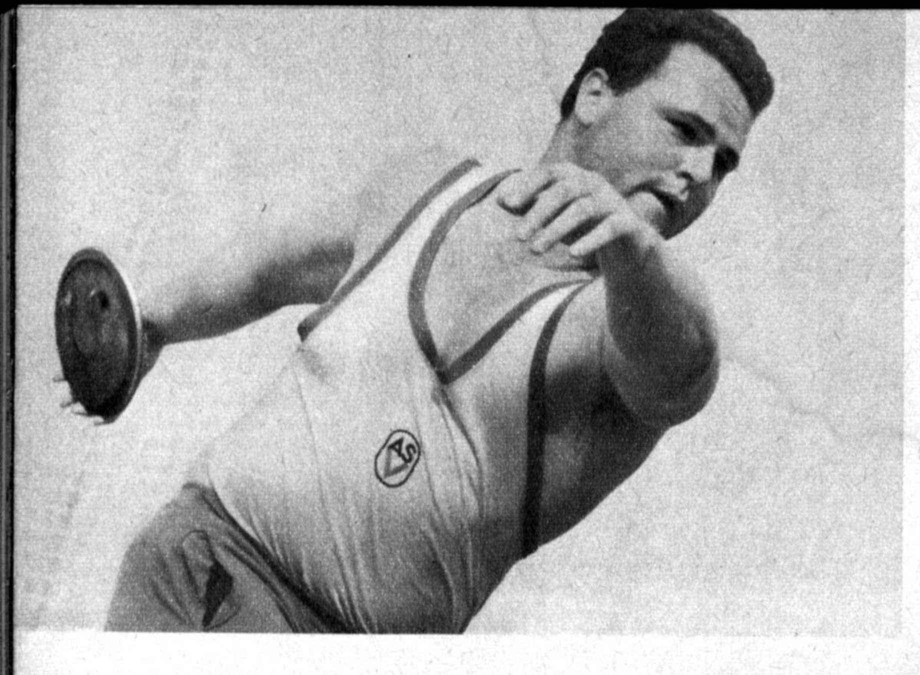
Und die Ergebnisse dieser freimütigen Hilfe unter Freunden wurden bald sichtbar. Bei Prüfungswettkämpfen im März überboten Helmut Baumann und der später leider wegen einer Verletzung um seine Olympiachance gekommene Bernd Mädler bereits die 65-m-Marke, die Helmuts Angriffen seit 1963 immer wieder widerstanden hatte. Die ersten Freiluftwettkämpfe zeigten dann, daß die Verbesserung kein Zufall war, sondern auf einer soliden Basis beruhte. Im Mai warf der 1,82 m große und 100 kg schwere Sportlehrer bereits 67,52 m, im Juni holte er sich mit 69,90 m den DDR-Rekord und verpaßte damit die von allen Hammerwerfern erstrebte 70-m-Marke nur knapp. Bernd Mädler empfahl sich nach Ausheilung seiner Verletzung mit Würfen über 66 m für die kommenden Aufgaben.

Ähnlich verblüffend war die Steigerung von Günter Schaumburg. 1967 noch mit 58,27 m notiert, kam er im Olympiajahr auf 62,68 m. Leider stoppten ihn zwei Verletzungen, so daß ihm in Mexiko doch noch einiges fehlte. Im Mai traf ihn ein Diskus unglücklich am Kopf, so daß er pausieren mußte, und später, als er seine 62 m international bestätigen sollte, zog er sich eine Wadenverletzung zu. Dennoch ist sein Sprung nach vorn verblüffend und unter unseren Diskuswerfern ohne Beispiel: 1964 warf er 51,47 m, 1965 54,24 m, 1966 56,41 m, 1967 58,27 m, 1968 62,68 m.

Die Zuverlässigkeit in Person war auch in dieser Saison der von Werner Seipold trainierte Manfred Stolle. Im Zweikampf mit Weltrekordmann Jänis Lusis (UdSSR) hatte er sich Anfang Juli auf einen neuen DDR-Rekord von 85,80 m gesteigert. Wenige Wochen vor der Abfahrt nach Mexiko verletzte er sich, so daß sein fünfter Platz, den er mit großer Energie – noch immer nicht schmerzfrei werfend – erkämpfte, größte Anerkennung verdient. „Ein gesunder Stolle wäre bei dieser kämpferisch hervorragenden Einstellung in den Bereich der Bronzemedaille gekommen", urteilte Wurf-Verbandstrainer Ernst Schmidt.

Fragt man Trainer und Aktive nach den Ursachen dieser Leistungssteigerungen, erhält man eine Antwort, die simpel erscheint und doch so vielsagend ist. „Wir haben trainiert, haben auch einmal die Zähne zusammengebissen, wenn es nicht weitergehen wollte. Denn wir hatten ein festes Ziel vor den Augen." Das sagt sich alles sehr leicht hin, und es klingt so selbstverständlich. „Ein wichtiger Vorteil war und ist natürlich, daß wir ein gutes, ich glaube, man kann sagen, sehr gutes Kollektiv sind. Wir helfen uns gegenseitig, spornen uns bereits im Training an, vor allem beim Krafttraining, das für uns Werfer ja so wichtig ist", resümiert Dieter Hoffmann.

Alle sind sich einig: Mexiko war ein Erfolg, auch wenn man noch keine Medaille gewann. Doch Mexiko kann nur eine Zwischenstation gewesen sein. „Es gibt noch vieles zu verbessern. Meine Bestleistung von 69,90 m hätte mir die Bronzemedaille gebracht", meinte Helmut Baumann. „Und ich ärgere mich darüber, daß

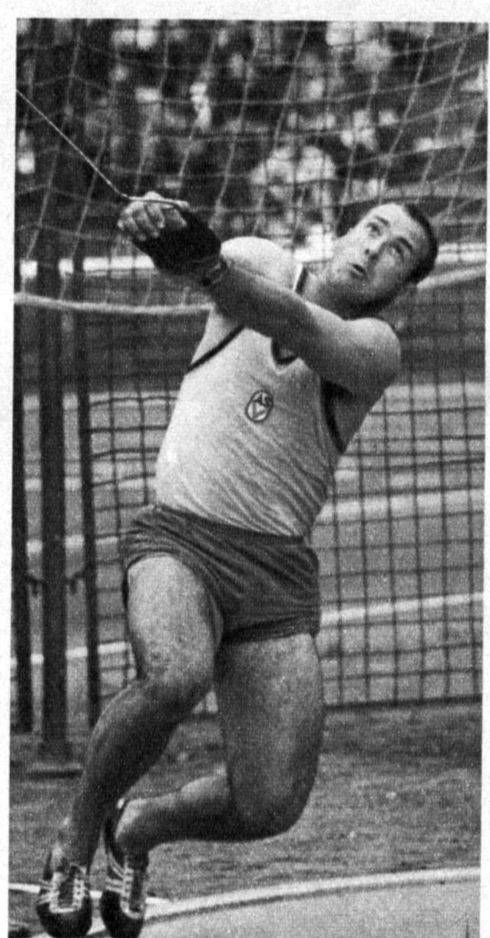


Hartmut Losch,
nach dem Gewinn der Europameisterschaftssilbermedaille
nun Olympiavierter.

Helmut Baumann
visiert in diesem Jahr
mit dem Hammer
die 70-Meter-Marke an.

ich mich im entscheidenden Moment nicht steigern konnte. Denn ob in vier Jahren eine Medaille so leicht zu haben sein wird, wie diesmal der dritte Platz im Hammerwerfen, das bezweifle ich sehr. Wir müssen also lernen, im entscheidenden Moment die Höchstleistung zu vollbringen." Und das charakterisiert noch eine Eigenschaft der ASK-Werfer. Sie sind kritisch. Kritisch sich selbst gegenüber und kritisch gegenüber ihren Trainern.

Bis auf Manfred Stolle, der in Mexiko bereits 31 Jahre alt war, sind alle in dem Alter, um auch in vier Jahren mit Sicherheit noch einmal dabei sein zu können. Doch bis dahin wird sich sicher auch noch der eine oder andere aus dem eigenen Nachwuchs zu Worte melden. Bernd Mädlers Potenzen weisen im Hammerwerfen deutlich in Richtung 70 m. Hansgeorg Frese und der junge Eckart Lindner haben schon die 60-m-Grenze übertroffen. Im Diskuswerfen wächst unter der Obhut von Lothar Hillebrand mit dem 2-m-Mann Norbert Weise ein Werfer heran, der einmal Großes leisten kann, wenn er sich dessen bewußt wird und danach lebt und trainiert. Im Speerwerfen steht mit Siegfried Hinzmann ein 80-m-Werfer bereit und im Kugelstoßen wartet mit Hans Lösche gleichfalls ein Nachwuchsmann mit großen Möglichkeiten auf seine Chance. Lothar Hillebrand und Werner Seipold und mit ihnen Jugendtrainer Peter Gratz, 1962 selbst deutscher Meister und Europameisterschaftsteilnehmer im Kugelstoßen, ziehen an einem Strang. Sie wissen, daß ihnen und mit ihnen dem DDR-Sport ein großer Schritt nach vorn gelang. Doch sie wissen auch, daß es harter Arbeit, schöpferischer Weiterentwicklung der Trainingsmethoden der Weltbesten und großen Fleißes bedarf, um in vier Jahren an diese Erfolge anknüpfen zu können. Sie und ihre Schützlinge haben bewiesen, daß sie dazu bereit und in der Lage sind.



ERKENNTNISSE des Unteroffiziers Pfeffer

Aufgeschrieben von Major Erhard Dix und Major Karl Horr

Ein Mittwoch im Mai

Vor zehn Minuten fuhr der Bus ab. Wir hatten ihm alle ein wenig betrübt nachgesehen. Wir — das ist unser Zug, der vierte. Das sind Oberfeldwebel Reimnitz, der Zugführer, Roland Hohl, Unteroffizier und Gruppenführer wie ich, das sind der Gefreite Nitzsche und all die anderen ...

Es hat nicht geklappt mit dem ersten Platz im Wettbewerb in diesem Monat. Sicher — wir waren gut; aber die anderen waren besser, zwar nur um — na, sagen wir Millimeter — so wie Axel Peschel bei der letzten Friedensfahrt, nur um Sekunden — aber sie waren besser.

Unserem Oberfeldwebel wird es bei der Auswertung nicht leicht gefallen sein, das Ergebnis anzuhören. Dabei hätte es sich diesmal besonders gelohnt, ganz vorn zu landen. Eine Busfahrt nach Rostock, an die Ostsee, mit Werftbesichtigung und so — wenn das nichts ist!

Ich wollte gern einmal an die Ostsee. Schon seit Tagen hatte ich im Stillen gehofft, es würde klappen. Nun könnte jemand sagen, was schwärmt der Pfeffer nur von dieser mickrigen Ostsee? Die kennt doch heutzutage schon jeder zweite Jungpionier! Stimmt. Ich kenne den Thüringer Wald, den Harz und vieles andere, doch die Ostsee kenne ich noch nicht.

Für mich war das Meer schon immer ein Traum, schon als Junge. Wer hatte eigentlich noch nie solche Träume? An Bord eines schnellen Passagierdampfers, an der Harpunenkanone eines Walfängers oder auf der Kommandobrücke eines wendigen Schnellbootes zu stehen? Ich hatte sie ...

Nun fahren die anderen. Gut. Ich bin nicht neidisch, aber ich werde auch noch fahren. Das ist sicher!

Als ich in meiner Lehrzeit an der Motorsäge stand, als dann die vormilitärische Ausbildung begann, stand für mich fest: Wenn ich zur Volksarmee gehe, dann nur zur Marine. Gelandet bin ich schließlich bei den Grenzern. Ich wollte es nicht einsehen bei der Musterung. Aber der Hauptmann vom Wehrkreiskommando sagte:

„Sie als Forstfacharbeiter sind doch der geborene Mann für die Grenztruppen! Wald werden Sie dort mehr haben, als Ihnen manchmal lieb sein wird!" Und schmunzelnd hatte er hinzugefügt: „Und schließlich hat Wasser keine Balken!"

Hier in der Grenzkompanie habe ich dann später trotzdem mitten im Wald nach einem Balken gesucht, an den ich mich klammern könnte. Aber der, an den ich mich dann zu klammern versuchte, erwies sich als zu schwach, er hat mich nicht getragen.

Doch sicher spreche ich in Rätseln. Lassen Sie mich deshalb der Reihe nach erzählen ...

Silberlitzen

Ja, ich ging damals an die Grenze. Und wenn schon, dann richtig, sagte ich mir. Warum sollte ich nicht Unteroffizier werden? Andere hatten es auch geschafft. Das sind drei Jahre, hatte ich mir selbst Mut gemacht. In der Brigade sagten sie auch: Werde doch Unteroffizier; wenn du später mal Brigadier machst, kann es nur von Nutzen sein.

Dann war da auch noch Walter, mein Kumpel aus der Brigade. Er ging schon ein halbes Jahr früher, ist nun Unteroffizier. Nicht schlecht. Wir haben uns beim Fällen oft einen ausgestochen.

„Wo Pfeffer hinhaut, da bleibt kein Baum stehen!" Hatte ich das nicht oft genug behauptet? Also werde ich Walter einholen. Wenn wir uns zu Hause wiedersehen, dann als Unteroffiziere. Das steht fest! Jawohl, das stand fest!

Und Pfeffer hat im Ausbildungsbataillon 'rangeklotzt! Ich war immer mit vorne, wo die Musik spielt. Es war viel die Rede von den Schrittmachern. Ob ich einer war, will ich nicht behaupten, aber zu den Bremsern gehörte ich nie. Es hat mir einfach Spaß gemacht, über die Sturmbahn zu gehen, daß es nur so rauchte. Und ich habe mich gefreut, wenn der Ausbilder ungläubig guckte, nachdem er zum zweitenmal auf die Stoppuhr gedrückt hatte.

Trotzdem — manchmal hatte ich die Nase voll und träumte von dem Tag, an dem man mir die Schulterklappen mit dem Silber in die Hand drücken würde. Na, dieser Tag kam dann auch, sogar schneller als ich gedacht hatte ...

Es war für mich ein — nun, ich weiß nicht recht, was für ein Gefühl, als ich die Glückwünsche und die Silberlitzen bekam. Ich sag' es mal so: Ich war stolz, daß ich es geschafft hatte, und nicht als der Schlechteste. Ich war stolz, daß Walter die Nase nicht mehr allein vorn behalten würde. Pfeffer hat den Baum geschafft, und er hatte sich dabei nicht geschont! Und ich freute mich auf den Urlaub, auf Walters Gesicht und natürlich vor allem auf Ruth ... ▶

Aber noch in der gleichen Stunde fiel für mich der berühmte Wermutstropfen in den Becher der Freude ...
Ich wurde mit einigen anderen frischgebackenen Unteroffizieren zum Kommandeur befohlen. Als wir uns gegenseitig beäugten, stellten wir fest, daß sich hier nicht die Schlechtesten unseres Lehrganges versammelt hatten. Sollte der Kommandeur etwa für uns „einen ausgeben" wollen?
Ich weiß heute nicht mehr so recht, was der Major damals zu uns sagte. Zuerst gab es nochmal ein Lob. Wir wären die, die immer an der Spitze gestanden hätten, und wir hätten bewiesen –, na und so weiter. Dann sprach er von der Notwendigkeit, daß Grenzsoldaten gut ausgebildet sein müßten. Um dann endlich mit dem herauszurücken, was mir die Sprache verschlug:
„Ihr seid dafür ausgewählt worden, nach einem halbjährigen Einsatz in der Grenzkompanie als Ausbilder eingesetzt zu werden ..."
Der Lange von der zweiten Kompanie, der neben mir saß, freute sich. Aber ich hörte schon nicht mehr, was der Kommandeur noch über „viel Erfolg" und „alles Gute" sagte. Mir ging nur im Kopf herum: Was soll ich als Holzfäller im Ausbildungsbataillon?
Ich sah den von Tausenden Füßen festgetretenen Kasernenhof mit den paar stachligen Akazien an seinem Rand vor mir, den Unterrichtsraum, durch dessen geöffnete Fenster Vogelgezwitscher zu hören war. Wie oft mußte ich mich hier in den vergangenen Monaten zusammenreißen, um nicht, anstatt über die Teile des Kompanie-MG, über die Frage nachzudenken, ob da eine Grasmücke oder ein Rotkehlchen nach seiner Braut rief ... Die Natur, der Wald – ich gehöre doch an die Grenze! Das hatte ja schon der Hauptmann vom Wehrkreiskommando gesagt. Und nach meiner Meinung hatte der heute so recht wie noch nie!!
Damals ahnte ich noch nicht, wieviele harte Ausbildungsstunden ich mit meiner Gruppe in der Grenzkompanie würde leisten müssen, um mit vorn zu bleiben, um Erfolg zu haben!

Nur ein Gastspiel?

So begann mein Dienst in der Grenzkompanie Buhrke unter, so glaube ich, ungünstigen Vorzeichen. Es ist doch nicht mehr als ein „Gastspiel", redete ich mir ein. Denn – war es nicht in der Tat so: Die nächsten warteten schon auf mich. Ich kam mir fast vor wie ein Artist. Was würde werden, wenn ich in der Kompanie gut „einschlage"? Wenn ich sozusagen eine „Glanznummer" würde? Ob sie mich dann in der Kompanie behalten? Vielleicht wäre es das dümmste, was ich tun könnte ... Weiß der Teufel! Würden sich dann die anderen nicht noch mehr um mich reißen? Das war so, als würde die Katze sich in den Schwanz beißen – ob gut oder schlecht, am Ende käme dasselbe heraus!
In solche blödsinnige Gedanken hatte ich mich verrannt. Ich freute mich einerseits auf den Grenzdienst – und ich freute mich auch nicht. Ich war gespannt auf meine Gruppe. Und ich fragte mich andererseits immer wieder: Lohnt sich's überhaupt, sich zu freuen?

Aber das Leben in der Kompanie ließ mir von der ersten Stunde an kaum Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen. Ich mußte, ob ich wollte oder nicht, sofort „voll einsteigen".
Mit meinen Soldaten fand ich schnell Kontakt. Natürlich waren sie so, wie Soldaten überall bei uns sind – die einen besser, die anderen



weniger gut. Es gab auch Probleme. Die einen meinten, ich verlange zuviel, den anderen machte es nichts aus, hart gefordert zu werden. Aber wir rauften uns zusammen. Ich ließ sie jedenfalls von der ersten Stunde an nicht im Zweifel darüber, daß ich den Ton angebe.
Wie hatte mein Ausbilder im Bataillon gesagt? „Soldaten kann man sich nicht backen. Man muß sie erziehen, zu richtigen Kerlen machen, die auch wissen, warum sie Soldat sind."
Das wollte ich.
Oberleutnant Kallweit, unser Politstellvertreter, hatte mir schon am ersten Tag das Traditionsbuch der Kompanie gezeigt. Meine Gruppe gehört seit langem zu denen, die vorn liegen. Schon 1966 hatte sie den Titel „Beste Gruppe" erkämpft, und erst wenige Tage, bevor ich in die Kompanie kam, hatte sie, als Alarmgruppe handelnd, fünf Grenzverletzer auf einem Ritt festgenommen.
Ich dachte damals, schlechter soll die Gruppe unter meiner Führung nicht werden, eher besser. Wir haben in der Gruppe darüber gesprochen, und wir waren uns einig. Wenn es auch nur ein „Gastspiel" ist, Pfeffer soll man nicht in schlechter Erinnerung behalten.
Es rollte dann auch. Mir machte die Arbeit als Gruppenführer von Tag zu Tag mehr Spaß. Dann war es plötzlich gar kein „Gastspiel" mehr, im Gegenteil, ich war „mittendrin".
Aber mit jeder Woche, die das Halbjahr kürzer wurde, kamen mehr Stunden, in denen ich mich mit meiner „Gastspieltheorie" herumschlug. Meine Genossen ließ ich es nicht merken, aber es war nicht einfach, mit diesen Gedanken allein fertig zu werden.
Heute weiß ich, daß dieses „Allein-fertig-werden-Wollen" mein größter Fehler war. Wie gut wäre es gewesen, sich mal alles 'runter zu reden. Ich war schon auf dem besten Wege, zu Hauptmann Buhrke oder zu Oberleutnant Kallweit zu gehen oder zu irgendeinem anderen.
Warum ging ich eigentlich nicht? Ich glaube, ich wollte nicht zugeben, daß ich vor einer Aufgabe, die mir nicht ganz in den Kram paßte, Angst hatte, daß ich mich um sie herumdrücken wollte.
Schließlich kam es dann ...

Ärger + Alkohol = ?

Spielen Sie auch im Sportfesttoto oder Zahlenlotto? Ich versuche schon seit Jahren, mal groß 'rauszukommen. Aber bisher habe ich alles, was ich besitze, mit meinem selbstverdienten Geld bezahlt ...
Als ich an jenem Tag meine Tipscheine zur Post gebracht hatte, ging ich auf ein „kleines Helles" in den Dorfkrug. Am Tisch war ich sofort in angenehmer Gesellschaft; es waren Forstleute, Holzfäller. Wir stritten über Motorsägen und so, meine Spezialstrecke. Streit macht durstig, und es fand sich immer wieder ein Grund, nochmal anzustoßen. ▶



Ich war für eine gute Stunde wieder einmal so richtig im Wald. Und es kamen all die Gedanken wieder von den stachligen Akazien mit ihren verstaubten Blättern und dem Grasmücken- oder Rotkehlchenmännchen.

Und es kam auch der Gedanke, der mir in der nächsten Zeit das Leben verdammt sauer machen sollte: Mensch, Pfeffer, wenn du dich richtig vollaufen läßt ... Für meinen benebelten Kopf hatte er etwas Faszinierendes. Vielleicht brauchten sie mich dann nicht mehr als Ausbilder und lassen mich in der Grenzkompanie ...

Als ich in die Kompanie zurückkam, sang ich. Schön hat es sicher nicht geklungen. Unser Hauptfeldwebel war wie immer auf Draht. Er nahm mich gleich auf dem Flur in Empfang. Ich solle kein Theater machen, redete er mir zu. Aber gerade das machte ich ...

Ersparen Sie mir, Näheres darüber zu sagen. Ich erinnere mich nicht gerne daran. Ich wurde bestraft. Zu Recht, das ist klar. Der Urlaub am kommenden Wochenende war dahin, und Ruth wartete vergeblich auf ihren Unteroffizier.

Wenn es nur die Strafe gewesen wäre, aber da war noch das andere, vor allem meine Soldaten. Ich hatte befürchtet, sie würden Pfeffer entweder „bemitleiden", weil es ihn „erwischt" hatte, oder ihn nicht mehr so voll nehmen wie bisher. Doch in der Gruppe lief alles weiter.

Dann stand ich vor den Unteroffizieren. Vor dieser Aussprache war mir bange. Würden sie mich in Bausch und Bogen verdammen?

Sie verurteilten meine Handlungsweise. Mit Recht. Aber sie zeigten mir auch, wie ich die Scharte wieder auswetzen könnte.

„Nicht den Kopf in den Sand stecken, nicht den ‚gebrochenen Mann' spielen, für den nun alles umsonst war. Vor der Gruppe und mit ihr beweisen, daß Pfeffer anders ist, als jetzt einige glauben!" rieten sie mir. Da war nichts von Gutzureden und von Mitleid. Im Gegenteil: Was sie sagten, war fordernd gesagt.

Das alles ging mir schwer an die Nieren. Aber ich schwor mir an jenem Tag, die Sache wieder auszubügeln. Unbedingt!

Heute glaube ich, ich habe das auch geschafft. Schon bei der Vorbereitung auf die Kompanieübung spürte ich, daß alle mitzogen.

Gut, es gab in der Gruppe vielleicht auch Stimmen, die fragten: Ist Pfeffer noch der richtige Gruppenführer für uns? Mit so einem Bolzen? Aber Gefreiter Dornberger schuf da klare Fronten. Mich ließ er es nicht merken. Ich erfuhr es von Roland Hohl.

Ich behielt meine Praxis bei, jede Norm, jede Übung, die es zu erfüllen galt, im Training vorzumachen. Ich glaube, das hat sie beeindruckt. Dann, auf dem Übungsplatz, rollte es plötzlich nicht mehr so, wie es anfing. Bei der Normüberprüfung in der Schutzausbildung „fingen" wir in der Gruppe zwei Vieren. Das warf uns zurück. Der FDJ-Wimpel, der schon fast sicher vor unserem Zelt wehte, flatterte davon. Wir wollen bester Zug werden, hatte Oberfeldwebel Reimnitz gesagt. Und wir dachten, es wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen. Nun dieser Einbruch!

In meiner Gruppe gab es darüber Auseinandersetzungen. Ich verlangte, daß jeder das Letzte geben muß; denn der Erfolg bleibt aus, wenn auch nur einer versagt. Es ging mir nicht nur um meine Ehre, um einen FDJ-Wimpel oder eine Auszeichnung. Schön, das alles spielte auch eine Rolle. Es ging schließlich darum, die Aufgaben zu lösen, besser zu werden.

Was beim Training klappt, muß auch dann klappen, wenn es darauf ankommt. Sonst ist es schade um die Zeit. Darüber waren wir uns alle einig. Und es lief dann auch noch für unseren Zug. Beim Sturmangriff gaben alle ihr Bestes. Keiner gab der Versuchung nach, sich einfach hinzuwerfen und zu sagen: Aus! Bis hierher und nicht weiter! Ich kann nicht mehr!

Keiner blieb zurück. Alle blieben hinter mir!

Der Wimpel des besten Zuges wehte wieder vor unserem Zelt. Aber auch das Kompanieergebnis konnte sich sehen lassen. Ich wurde ausgezeichnet — Bester Gruppenführer der Kompanie, Anerkennung für gute Führung der Gruppe auf dem Gefechtsfeld.

Nun hätte ich sagen können: Was willst du mehr? Ich hätte allen Grund gehabt, mich richtig zu freuen. Als ich all die Hände schüttelte und in die müden, aber frohen Gesichter der Soldaten blickte, sagte ich mir im stillen, sie alle freuen sich mehr als ich.

Das war eine Entdeckung, die ich nicht nur einfach registrieren konnte. Sie ging mir irgendwie — ich weiß nicht, wie ich sagen soll, jedenfalls war es mir eng um die Kehle.

Dann gab es noch eine besondere Überraschung: Die Siegesprämie für den besten Zug, eine Torte! Doch sie wollte mir nicht richtig schmekken. Ich mußte an eine Torte denken, die ohne mich gegessen wurde. Das war am 10. März, meinem 20. Geburtstag, an jenem Sonntag, an dem Ruth vergeblich auf mich gewartet hatte. Dornberger, Nitzsche und all den anderen schmeckte sie ausgezeichnet; die Stücke konnten ihnen nicht groß genug sein. Sie hatten allen Grund, es sich schmecken zu lassen: Sie hatten Erfolg gehabt, Erfolg im harten Wettbewerb Mann gegen Mann, Gruppe gegen Gruppe. Sie hatten auch meinen Erfolg gesichert ...

Noch nie war mir so klar wie in dieser Stunde, was der einzelne vermag und wie groß die Kraft eines Kollektivs ist. Gibt es solche Genossen nicht überall? Sicher, es war schwer für mich, mit mir ins Reine zu kommen. Noch schwerer wäre es gewesen ohne die Genossen. Und dann kam mir noch ein Gedanke. Eigentlich war es ein Wunsch, und sicher ein Wunsch, den Sie verstehen werden: Schön würde es sein, könnte ich in diesem Kollektiv beweisen, daß meine Leistung bei der Kompanieübung keine Eintagsfliege war, daß es mir ernst ist, ein Unteroffizier zu sein, auf den man sich immer verlassen kann. Gut wäre es, könnte ich hier in diesem Kollektiv auch den letzten Zweifler überzeugen, daß dort, wo Pfeffer hinhaut, kein Baum stehen bleibt.

Ja, gut wäre es ...



„. . . voll mit jungen Weibsen." OS Mulda, Kl. 3

„Hab' mei Wage, vollgelade . . ."

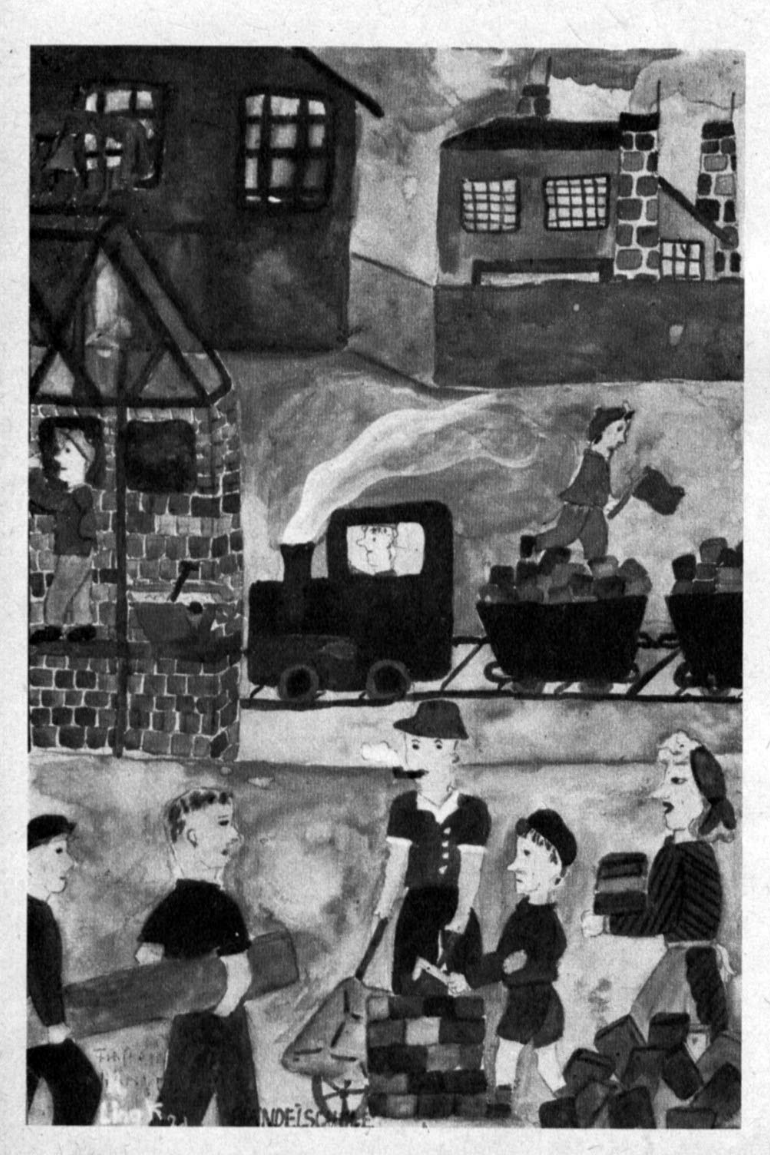
Die beiden Kinderzeichnungen zeigen die ursprüngliche und eine moderne Version des uns allen bekannten Volksliedes. Eine vierte Klasse erhielt die Aufgabe, eine beliebige Szene aus dem Grimmschen Märchen „Sechse kommen um die ganze Welt" zu malen. Wie da das Märchen mit seiner Symbolisierung der Kraft des einzelnen und des Kollektivs die Phantasie der Kinder beflügelte! Doch der ersten Aufgabe folgte eine zweite, nämlich das Märchen ins Heute zu übertragen. Und da wurde der Läufer, der im Märchen schneller als ein Vogel ist, zu einem Raketenbahnhof. Der Starke, der sechs Bäume wie ein Bund Stroh zu tragen vermag, verblaßte gegen die Kraft der Bagger und Kräne. Es waren Bilder entstanden von vereinten Menschen, die im Sozialismus erfüllen, was vergangene Generationen im Märchen ersehnten.
Wie sehen Kinder unser Leben, unsere Republik? Aufschluß darüber geben auch die folgenden Kindergedichte, -aufsätze und -zeichnungen. ▶

„Auf ins Ferienlager." 19. Oberschule Berlin-Köpenick, R. Höhn



Ich spreche mit Pawel Kortschagin

Wieder ist die Grätsche über das Pferd mißlungen. Enttäuscht lasse ich mich auf die Bank fallen. Da muß ich an dich denken, Pawel Kortschagin.
Ging es dir nicht ähnlich? Aber meine kleine Kinderlähmung kann ich wohl nicht mit deiner schweren Krankheit vergleichen. Trotzdem kommen mir manchmal fast die Tränen, wenn ich mich mehr als die anderen anstrenge und mir im Lauf doch alle davonziehen. Du wirst mir jetzt bestimmt vorhalten, ich dürfe mich nicht gehenlassen. Du hast recht. Ich darf nicht verzagen. Was merkt man mir denn äußerlich schon an? Mein Bein gehorcht mir immer besser. Du mußtest am Manöver des Ausbildungsbataillons zu Fuß teilnehmen, weil Tschushanin keine Rücksicht auf deine Füße nahm. Du mußtest am Ende deines kurzen Lebens dauernd das Bett hüten. Erinnerst du dich, deine letzte ukrainische Tschetschotka hast du auf der Hochzeit von Talja und Nikolai getanzt.
Ich dachte zuerst immer, daß ich ja doch nicht tanzen können werde. Aber ich hatte mir wieder einmal etwas eingebildet. Es läßt sich alles lernen. Im vorigen Jahr besuchte unsere Klasse die Tanzstunde – und ich auch. So etwas kanntest du nicht. Der Sozialismus mußte ja erst erkämpft werden. Vielleicht meinst du auch, solch ein Vergnügen sei nicht sozialistisch. Diesmal täuschst du dich. Du mußt doch einsehen, jetzt haben alle Gelegenheit dazu – auch du hättest sie!
Es hat sich so vieles verändert. Unser Leben ist bequemer geworden. Weißt du, Pawel, ich bewundere dich! Du warst beim Bahnbau in Bojarka nicht mehr gesund, und trotzdem hast du in dieser großen Kälte ohne dicke Stiefel ausgehalten. Mein Bein wird nicht richtig durchblutet, und ich hatte deshalb nach einem Skilauf große Angst, es sei erfroren.
Hast du dich überhaupt je gefürchtet? – Für



„Enttrümmerung und Aufbau Berlins", 1951, Händelschule, Helga Lingk, 14 Jahre

Der Wunsch

Es rasselt der Wecker,
der Morgen bricht an.
Gern möcht' ich noch schlafen,
doch ich bin ein Mann,
das heißt, ich möchte einer werden,
würde gern einer sein,
war'n doch auf Erden
alle mal klein.
Ich werde stärker,
der Tag kommt heran,
dann bin ich kein Kind mehr,
sondern ein Mann;
und ich werde helfen, wo ich nur kann.
Dann wird man sagen:
Ja, das ist ein Mann!

Werner Toepper, 10. Klasse



„Aufbau des Alex", Kindergarten Berlin-Pankow, Markus Machler, 6 Jahre

Unsere LPG „Hörselberg“

Die LPG zum „Hörselberg“,
die ist jetzt gut im Schuß.
Die Bauern gründeten die LPG,
gab's erst auch viel Verdruß.
Herr Lange ist im Vorstand drin,
Herr Salzmann Brigadier,
die andern Bauern noch dazu,
das nennt man LPG.
Mit Kraft und Mut und etwas Glück
geht's vor und nicht zurück.
Wenn unsre Eltern einig sind,
ist es auch unser Glück.

Ulrich Reinhardt, 11 Jahre



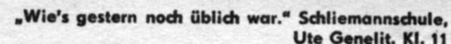
„Bilde dich weiter“, OS Mulda

Der Riese

Der Riese auf dem Kartoffelfeld,
was der alles macht –
gestern noch geträumt,
und heute schon vollbracht.
Ja, so ein Riese ist viel wert!
Und wer mit ihm umgehen kann,
wird von der LPG hoch geehrt.
Hinweg mit Hacken und mit Händen!
Für uns strengt sich der Riese an,
die Ernte schneller zu beenden.

Rolle, rolle, liebe Knolle,
denn die Erde will ihre Ruh'.
Und wirst du nicht parieren,
dann mußt du erfrieren.

Inge Müller, 12 Jahre

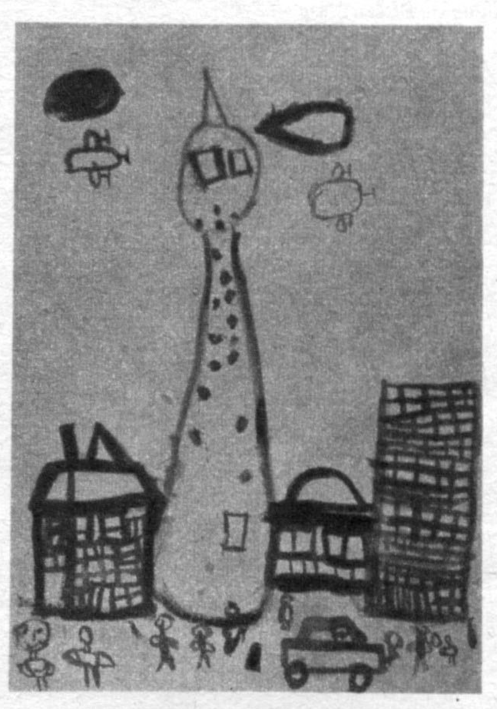


„Wie's gestern noch üblich war.“ Schliemannschule, Ute Genelit, Kl. 11



dich war es das Schlimmste, aus den Kampfreihen ausscheiden zu müssen. Nicht einmal zur Krim wolltest du fahren. Bestimmt hast du bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal das Meer gesehen. Ist es nicht schön mit seinen Wellen? Manchmal sind sie ruhig, und dann wieder können sie sich stürmisch am Ufer brechen. Ich finde, sie sind wie das Leben. Einmal hat man das Gefühl, man könne alles schaffen, dann kommt es uns so vor, als stünden wir auf der Stelle. Sicher hast du auch Augenblicke gehabt, wo du mit den Ergebnissen deiner Arbeit nicht zufrieden warst, wo du mehr leisten wolltest.
Deinen Sanatoriumsaufenthalt hast du abgebrochen, um gegen die Trotzkisten kämpfen zu können. Ohne Arbeit warst du nicht glücklich.
Wenn ich an meine Kuren denke, bemerkte ich ähnliches. Beim ersten Mal, im 5. Schuljahr, sehnte ich mich oft nach Hause. Der Tagesablauf bestand nur aus Bädern, Essen und Schlafen. Nicht wahr, das hätte dir auch nicht gefallen. Während des nächsten Kuraufenthaltes beschloß ich, mir Beschäftigungen zu suchen, und ich fand sie. Ich habe die kleinen Kinder zur Behandlung gebracht, das Essen ausgeteilt, abgetrocknet, kurz gesagt alles getan, was für Patienten nicht grundsätzlich verboten ist.
Pawel, merkst du, ich vergleiche unser beider Leben miteinander. Der Unterschied ist groß, und du bist zu bescheiden, um es mir zu sagen. Ich leiste nicht so viel wie du. Das, was du im großen getan hast, versuchte ich im kleinen. Wenn ich recht viel weiß, kann ich auch helfen, die Idee vom Leben ohne Unterdrückung, die bereits in alten Märchen und Sagen zum Ausdruck gebracht wurde, zu verwirklichen.
Weißt du, wie schön es ist, wenn man sich vorstellt, durch sein Wissen einmal vielen Menschen zu helfen? Da braucht man sogar nicht völlig gesund zu sein — vor allem der Wille dazu ist nötig.
Und ich will auch die Grätsche noch einmal versuchen. Sie darf nicht mißlingen! Du hast so viel erreicht. Es wäre doch gelacht, wenn ich nicht auch etwas fertigbrächte, selbst wenn es nur eine Grätsche ist.
Paß jetzt auf!
Ich bin plötzlich in die Wirklichkeit zurückversetzt. Noch einige Sekunden Konzentration, und der letzte Versuch für heute beginnt. Ich springe ab, spreize die Beine, merke, daß sie nicht gestreckt sind, und — dann ist es geschafft.
Pawel, hast du mich gesehen?

Angelika Klemm, 16 Jahre



„Der Fernsehturm", Kindergarten Berlin-Pankow, Fred Hoffmann, 6 Jahre



Mein Berufswunsch

Ich werde einen landwirtschaftlichen Beruf ergreifen, nämlich das Handwerk des Traktoristen. In die Landwirtschaft gehe ich, weil meine Eltern in der LPG sind und auch, weil fast alle in die Stadt gehen. Und Traktorist werde ich, weil mein Vater die Tankstelle, das Öllager und die Garagen der LPG in Verwaltung hat. Manchmal springt er für kranke Traktoristen ein und nimmt mich dann öfters mit. Kleine Strecken darf ich sogar mit dem Traktor fahren. Einen Traktor fahren ist für mich nicht schwer, doch das Reparieren muß ich noch lernen. Aber wenn man sich etwas fest vornimmt, wird es schon klappen.

Lothar Nikoley, 12 Jahre



Aus unserem Jahrestagskalender:

23. Februar: Tag der Sowjetarmee
18. März: Tag der Mongolischen Volksarmee
17. April: Tag der kubanischen Luftstreitkräfte

●

Innerhalb von zwei Jahren setzten Einheiten der südvietnamesischen Befreiungsstreitkräfte im Gebiet von Tay Nguyen 46 600 feindliche Soldaten außer Gefecht, unter denen sich 25 700 Amerikaner befanden. Außerdem vernichteten sie im gleichen Zeitraum in diesem Gebiet 3 250 Militärfahrzeuge des Gegners, darunter 853 Panzer.

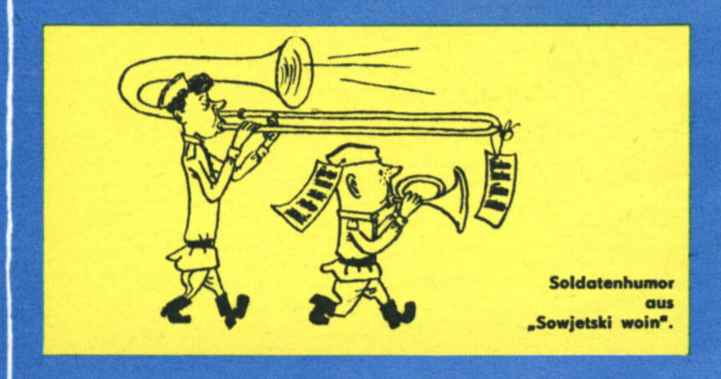
●

Fünf Uberschalljagdbomber lieferte der Bonner Staat im Rahmen seiner neokolonialistischen Politik an Biafra, die abgespaltene Ostregion Nigerias. Wie dazu der „Nigerian Observer" mitteilte, stellte Westdeutschland zugleich auch fünf erfahrene Piloten als Söldner zur Verfügung.



DIE GEKREUZTEN ROHRE

Zur Zeit Augusts III., des Sachsen, der zugleich polnischer König war, gab es in Polen
„der Artillerieregimenter zwei. Eines bestand aus Waffenmeistern, die mit Kanonen schossen sowie Raketen und andere Feuerwerkskörper herstellten. Dieses Regiment trug einen grünen Rock mit roten Aufschlägen und einen schwarzen Hut auf dem Kopfe, mit zwei messingenen Kanonenrohren, anstelle einer Kokarde, die über Kreuz befestigt waren."
So schildert der Chronist Jędrzej Kitowicz die Uniform dieser Artilleristen. Seit jener Zeit ist das Emblem mit den zwei gekreuzten Kanonenrohren in Polen bekannt und wird auch heute noch von den Artillerieoffizieren der Polnischen Volksarmee getragen (1).
In den Artillerieeinheiten Großlitauens trugen um 1790 die Bombardiere (Artilleristen an Steilfeuergeschützen) vorn an ihrer hohen Filzmütze die Abbildung einer brennenden Bombe; die übrigen Kanoniere führten an dieser Stelle die gekreuzten Kanonenrohre. Eine Kombination beider Symbole ist heute das Kennzeichen für die Zugehörigkeit zum waffentechnischen Dienst (2).
Gegen Ende des 18. Jahrhunderts breitete sich in der Truppe die Mode der steifen Hüte aus. Sie waren auch in der Artillerie des Heerführers Poniatowski (Anfang 19. Jahrhundert) in Gebrauch. Ein zeitgenössisches Aquarell zeigt das Porträt eines solchen Kanoniers in schwarzer „Melone" mit rotem Federbusch und Artillerieabzeichen (3).
Eine Kombination des Artillerieemblems mit dem polnischen Adler erschien erstmals in der Periode des Herzogtums Warschau. Ein Beispiel dafür ist der Tschako eines Kanoniers der Fußartillerie (4). Der Tschako bestand aus grobem schwarzem Filz, mit einem Deckel aus schwarzem Lackleder. An der Vorderseite war der Adler angebracht, geprägt und geschnitten aus Eisenblech, auf zwei gekreuzten Kanonenrohren aus Messing stehend. Über dem Adler befand sich eine weiß-rote Kokarde, darüber eine rote Bommel aus Wolle. Vorn und hinten hingen vom Tschako Geflechte aus roter Schnur herab und von den Seiten Quasten, die sogenannten Spiegel. *B. W.*



Soldatenhumor aus „Sowjetski woin".

UNGARISCHE UNIFORMEN (Landstreitkräfte II)

Soldaten
auf Zeit
und
Berufssoldaten
(Unteroffiziere
und Offiziere)







Winter-Dienstuniform
Sommer-Dienstuniform
Ausgangsuniform







Paradeuniform
Extra-Ausgangsuniform
Uniform bei großer Parade



HEFT 2
FEBRUAR 1969
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Capet, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

DAMW

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. Dezember 1968

Fotos: Gebauer (11) Titel, S. 7, 13, 14/15, 16, 17, 63, 68; Bersch (1) S. 3; Raddatz (1) S. 8; DEFA (8) S. 18, 19, 20, 21, 22; Archiv (13) S. 27, 32, 33, 58, 69, 76, 77; MBD/Fröbus (6) S. 29, 30, 31; Fotogemeinschaft Rost (2) S. 29, 31; Uhlenhut (4) S. 38, 39, 48, Rücktitel; MBD/Zühlsdorf (4) S. 42, 43, 44, 45; MBD (2) S. 44, 71; Progreß (1) S. 46; Spisla (1) S. 47; Blasig (1) S. 49; Zentralbild (2) S. 56, 79; „Krasnaja Swesda" (1) S. 66; APN (2) S. 68; Kronfeld (3) S. 78, 80; Schlage (4) S. 81, 82; Klöppel (1) S. 84/85.

Blauhaar und Weitspähender Falke sitzen auf einem Felsen am tosenden Wasserfall. Sie sehen sich in die Augen, und das Herz tut weh: Sie müssen Abschied nehmen. Doch sie lächeln – Indianer zeigen ihre Gefühle nicht. Amulette werden getauscht, ein Spiel der Hände – die beiden lieben sich und werden aufeinander warten. „Das ist die schönste Szene des Films ‚Spur des Falken', meine liebste Szene", sagt uns Lali Meszchi, die temperamentvolle, heitere und ganz bescheidene Grusinierin aus Tbilissi.
Schon als sehr junges Mädchen wurde Lali von den Filmleuten entdeckt, spielte in zwei Produktionen von Grusia-Film mit und wurde dann von DEFA-Regisseur Kolditz für den dritten Indianerfilm in die DDR geholt. Hier arbeitete sie einen Monat; ein Vierteljahr war



STAR-Palette

der Drehstab in ihren heimatlichen Bergen zu Gast. Dort hatte auch Lali gefährliche Reiterkunststücke zu absolvieren.
Die Rolle der Blauhaar hat ihr viel Freude gemacht. Nein, sie macht ihr viel Freude, denn Lali wird auch in der Fortsetzung „Weiße Wölfe" mit dabeisein.
Inzwischen fühlt sie sich in der DDR schon ganz zu Hause. So war es für sie sehr lustig, im Sommer in Berlin ihren neunzehnten Geburtstag im Kreis der Filmleute zu feiern. Weiß- und Rothäute stießen einträchtig mit ihr an auf Glück und Erfolg beim geplanten Schauspielstudium. Und auf die Liebe.
Sicher wird die schwarzhaarige junge Filmschauspielerin von Tausenden und aber Tausenden Mädchen zwischen Bergen und Klingenthal beneidet um einen Geburtstagsgratulanten, um ihren Filmpartner Gojko Mitić. Und wäre es nicht natürlich, wenn sie sich ein wenig in ihren Indianerhäuptling verliebt hätte? „Oh nein, er ist mein guter Kamerad", sagt Lali mit Überzeugung. „Natürlich sieht er sehr gut aus, aber bei uns zu Hause in Grusinien gibt es solche schönen schwarzhaarigen Männer überall und immer. Wir sind Freunde geworden durch die Arbeit, aber verliebt habe ich mich nicht in Gojko."

C. P.

(Schnee-) Männchen bauen

mit Paul Klimpke

